



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 4.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Der Streit zwischen Friedrich Wallroben, Vater, und Johann Wallroben, dem Sohn, hatte seinerzeit viel Staub in Hamburg aufgeworfen und sogar zwei Parteien in's Leben gerufen, von denen ein Theil leidenschaftlich für den Vater, der andere lebhaft für den Sohn stimmte.

Johann Wallroben war immer ein etwas eigenthümlicher Mensch gewesen, für einen Kaufmann viel zu phantastisch und romantisch. Dilettant in allen Künsten, Maler, Musiker, Schauspieler, der eine unruhige, stets gährende, jedoch nie zur Schöpferkraft sich klärende Begabung hatte und jetzt eine Zeitlang überreifer, rastlos fleißiger Kaufmann war, plötzlich Alles liegen ließ und Geigenunterricht nahm, dann Theaterstücke schrieb, die er selbst mit Freunden aufführte, und dann wieder, von der Welt abgeschlossen, in Thon modellirte, bis er dann ebenso unvermuthet im Comptoir saß und auf's Eifrigste korrespondirte und rechnete.

Dem Vater, der ein ruhiger, stätiger, klarer, kluger Kaufmann war, der unerrückt dem einen Ziele folgte, sein Vermögen durch Schiffbau und Kaffeimport zu vergrößern, machte die Art und Weise seines Sohnes viel Kummer; er versuchte alles Mögliche, den Sohn in die Bahnen der Vernunft zu lenken, mit Strenge und Güte, es gab oft erschütternde Szenen zwischen Vater und Sohn, der alte Wallroben schickte sogar seinen Sohn über's Meer und ließ ihn ein Jahr lang ohne Mittel — es half jedoch Alles nichts, Johann Wallroben blieb wie er war, und der Vater hatte schließlich alle Kämpfe gegen den Sohn aufgegeben und ließ ihn gewähren. Er konnte ihm ja ein sichergestelltes Vermögen hinterlassen, das dem unruhigen Kopfe gestattete, all seinen Launen als sehr reicher Privatmann zu folgen. — Im Grunde seines Herzens hegte aber der Senator Wallroben die geheime Hoffnung, daß durch eine gute Heirath mit einer der ersten Patriarchentöchter der Ehrgeiz des Sohnes, als Kaufmann es all seinen Genossen von der Börse an

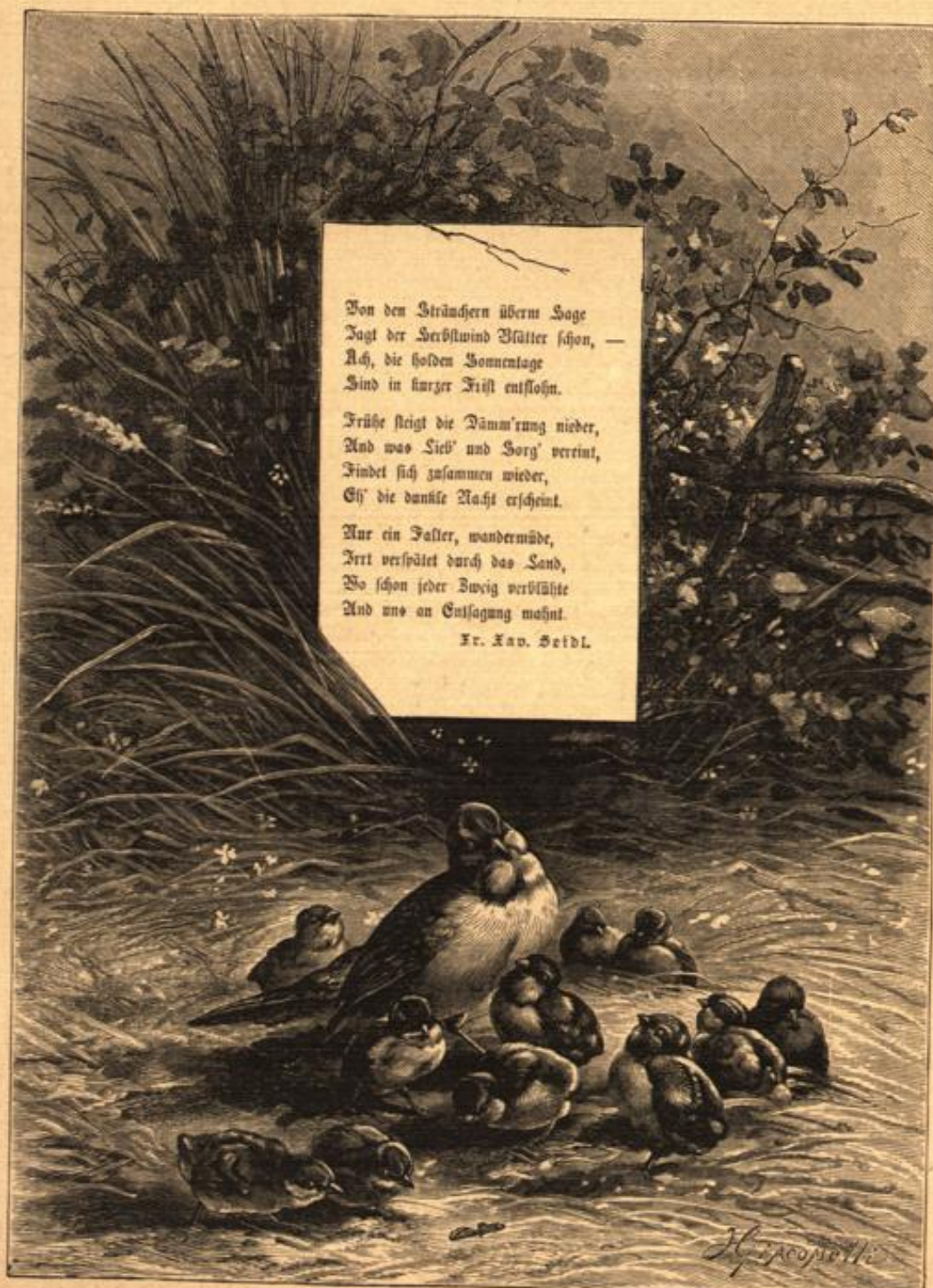
Geschied und Verdienst gleichzutun, geweckt und er somit von seinen tollen Liebhabereien kurirt würde. Der Senator hatte auch schon für den Sohn gewählt. Da machte Johann Wallroben einen Streich, der seinen Vater sozusagen tödtlich traf. Johann verliebte sich in eine Drahtseiltänzerin, etablirte einen Cirkus, heirathete Sennera Soledad Verrugnas, die Seilkünstlerin, trotz des Wüthens und Tobens seines Vaters, der sogar bei der Behörde Schritte that, seinen Sohn für

wahnsinnig erklären zu lassen, und ging mit einigen tausend Thalern, die er mütterliches Vermögen besaß, und seiner jungen Frau in die Welt hinaus. Zehn Jahre lang sprach der Senator nicht von seinem Sohn, zehn Jahre lang durfte Niemand vor ihm erwähnen, daß er einen Sohn hätte, — Johann Wallroben ließ auch nie etwas von sich hören — im elften Jahre kam jedoch ein Schreiben der Frau Wallroben, geborenen Verrugnas, an den Senator, in welchem

sie um Unterstützung bat, da ihr Mann, Johann Wallroben, sie plötzlich in Buenos-Ayres heimlich verlassen und den Sohn mit sich genommen habe. Es sei ihnen, so berichtete der Brief weiter, schon seit Jahren schlecht gegangen, weil Johann Hazard zu spielen angefangen, er hätte sie jedoch als Gladmaler dürftig ernährt; jetzt befände sie sich aber dem Nichts gegenüber, als Künstlerin sei sie zu alt geworden und betteln sollte sie doch nicht als die Schwiegertochter eines reichen Hamburger Senators, die sie dem Geseß nach nun einmal sei.

Den Brief beantwortete der Senator, ohne ein Wort dazu zu schreiben, mit einer nicht zu großen Anweisung. Von diesem Moment an jedoch begann er nach seinem Sohn zu forschen, still, rastlos, ein Jahrzehnt, ohne auch nur eine Spur von ihm aufzufinden. Während dieser Zeit näherte sich Helmer Wallroben, ein Bruderssohn, dem alten Manne; er fand in diesem einen finstern, verschlossenen, mürrischen Verwandten, hart, menschenscheu und mißtrauisch, der ihm, dem armen Juristen, jedoch einen ziemlich einträglichen Wirkungskreis in seinem Comptoir gewährte und ihn schließlich, da er seine Ehrlichkeit und Charakterstärke hinreichend erprobt, zum Verwalter seines Vermögens machte; von seinem verschollenen Sohn sprach er jedoch nie ein Wort zu seinem Neffen, und Helmer war daher in hohem Grade unangenehm überrascht und enttäuscht, als jenes Testament sich vorfand, das den verlorenen Sohn zum Universalerben einsetzte und eine so überaus lange Wartezeit anordnete.

Die verlassene Frau Johann's ließ nie mehr etwas von sich hören, auch die Briefe, welche der Senator durch dritte Hand an sie gelangen lassen wollte, um etwas über den Verbleib seines Sohnes zu erfahren, sogar Geldsendungen kamen unbestellbar zurück. Die Frau war nach New-Orleans gegangen, dort verschwand auch ihre Spur und das war sehr natürlich. Die verlassene Frau hatte sich ihrem früheren Beruf wieder zugewandt, war ein weiblicher Her-



Von dem Sträuchern überm Soge
Tragt der Herbstwind Blätter schon, —
Ach, die holden Sonnentage
Sind in kurzer Frist entflohn.

Frühe steigt die Däm'm'ung nieder,
Und was Lieb' und Sorg' vereint,
Findet sich zusammen wieder,
Ei' die dunkle Nacht erscheint.

Aur ein Falter, wandermüde,
Irrt verstäet durch das Land,
Wo schon jeder Zweig verblüht
Und uns an Entsagung mahnt.

Fr. Kap. Seidl.

September. Zeichnung von H. Giacomelli.

kules geworden, der mit seinen Zähnen einen starken Mann, am Drahtseil durch den Cirkus schwebend, trug, und hatte einen Künstlerinnennamen angenommen, sie hieß Mademoiselle Dora aus Paris, und ihr Partner bei diesen Kunstübungen war ihr jüngster Bruder, ein viel umhergetriebenes, ziemlich vollkommenes Subjekt, das sich nach mehr als zehnjährigem Verschollensein plötzlich bei ihr eingestellt und das sie, die künstlerisch leichtlebige und stets hülfsbereite, gutmütige Frau, bei sich aufgenommen, auf diese Weise mitemährte.

Weil Frau Wallroden den Charakter ihres Bruders kannte und schlechte Streiche, die sie kompromittieren könnten, fürchtete, hatte sie diesem stets die Adresse ihres reichen Schwiegervaters verheimlicht; sie schämte sich auch vor jenem Patriarchen darüber, daß sie wieder Zigeunerin, Gauklerin, wie der strenge Mann sie einst nannte, geworden, und hielt sorgfältig den Bruder im Dunkeln, sowohl über ihr Eheverhältnis überhaupt, wie besonders über Wohnort und Stand des Vaters ihres treulosen Mannes.

Liberio wußte daher nichts als den Namen und da er kein Deutsch verstand und von Geographie und dergleichen Dingen keine Ahnung besaß, so waren seine privatim angestellten Nachforschungen vergeblich.

Eines Tages sitzt er in Madrid, wo jetzt die Truppe, welcher seine Schwester angehörte, sich befand, im Café, als ihm ein Zeitungsbote in die Hände fiel, das seine Aufmerksamkeit erregte. Er las den Namen Wallroden — Hamburgo und in spanischer Sprache den Aufruf nach dem Erben; er schnitt eilig und heinlich die Aufforderung aus und legte sie in sein Cigarrenetui; in seinem Kopfe war der Plan sofort fertig, seine Schwester in Besitz des Vermögens zu setzen, sich aber auch ein gutes Theil davon zu sichern. Er stellte jetzt Nachforschungen nach dem Verbleib jenes Mannes seiner Schwester an und ein glücklicher Zufall ließ ihn in Erfahrung bringen, daß Johann Wallroden, als er Europa verließ, sich Koda genannt habe und vor etwa zehn Jahren in Lissabon gestorben sei, indem er einen Knaben von dreizehn Jahren mittellos hinterließ; dieser Knabe — so ergaben Liberio's Erkundigungen — sei von einer geistlichen Bruderschaft aufgenommen und bis zu seinem siebenzehnten Jahre unterrichtet worden, dann jedoch dem Institut entlaufen und nicht mehr aufzufinden gewesen.

So weit in seinen Nachforschungen gelangt, faßte Liberio den Entschluß, Alles daran zu setzen, den jungen Mann, wenn er noch am Leben, aufzufinden und auf gute Manier aus dem Wege zu schaffen. Mit jener Fähigkeit, die er in allen schlechten Dingen besaß, arbeitete er an seinem Werk, suchte weit umherstrifende Genossen seiner Kunst auf, korrespondierte und forschte rastlos und erhielt schließlich Kenntniß, daß ein Koda Kistenvirtuose auf dem Pferde sei und jetzt in Hamburg sich aufhielte.

Diese Nachricht gab Liberio einen Stich durch das Herz. In Hamburg — so nahe am Ziele befand sich der Erbe dieser großen Reichthümer? Er mußte nicht wissen, daß sein Vater ein Wallroden, der Sohn jenes Senators war, sonst wäre diese Aufforderung nicht erschienen; ein Zufall jedoch konnte die Sache ihm zur Kenntniß bringen und dann war ihm dieser fette Bißchen vor der Nase weggeschnappt. Jetzt galt es schnell zu handeln. So überlegte Liberio und ging nicht auf dem geraden Wege, sondern durch ein Gewirr kleiner Gäßchen nach Hause; er schlich in das Wohnzimmer seiner Schwester, öffnete deren Koffer, nahm daraus zwei kleine lederne Beutel, eilte dann in den kleinen Gasthof, wo er wohnte, packte seine Reisetasche, schickte sie durch einen Straßenträger zum Bahnhof und ging, die großen Straßen vermeidend, gleichfalls dorthin. Der Schnellzug nach dem Norden war im Begriff abzugehen, Liberio hatte gerade noch Zeit, ein Billet nach Paris zu lösen, und wenige Minuten später saß er im Zuge, der über Valladolid und Burgos den Pyrenäen entgegenkam. Hamburg liegt im Norden, das wußte Liberio, Paris gleichfalls, dort war er schon einmal, und also mußte man über Paris nach Hamburg gelangen — so kalkulierte der unvorsichtige, aber schlaue Spanier, indem er den ersten großen Schritt für sein kühnes Vorhaben unternahm.

Auf der langen Eisenbahnfahrt über eintönige, steinige Hochebenen und zwischen kahlen Felsen baute Liberio seinen Plan weiter aus. Seine Schwester durfte von seinem Unternehmen nichts erfahren, sie durfte nicht merken, welche Rolle er in Hamburg gespielt, ja nicht ahnen, daß er dort gewesen, denn jener Mensch war ihr Sohn, und wenn sie auch nie von ihm sprach und seit vierzehn Jahren allem Anschein nach ihn schon für tot hielt, so war sie ein Weib, seine Mutter und unberechenbar, falls sie erfahren, wie Liberio das Schicksal korrigiert. Deshalb schrieb er ihr sofort nach seiner Ankunft in Paris, sie solle es ihm nicht übelnehmen, daß er sie verlassen und Reisegeld mitgenommen, er hätte es jedoch nicht mehr ausgehalten, so ganz von ihr abhängig zu sein, er wäre jetzt solide geworden und wolle in Paris sich eine Existenz gründen. „Du wirst mich nicht viel entbehren; einen andern Menschen, der sich still verhält, während Du ihn in den Zähnen trägst, findest Du in jedem Cirkus und Deine Kunst trägt Dir so viel ein, daß Du den Ausfall, den ich herbeiführen mußte, bald wieder gedeckt hast. — Ich muß selbstständig werden, und wenn ich nur etwas Glück habe, erhältst Du die fünfzig Duros, welche ich mitgenommen, bald zurück.“

Nach dem ersten Schreck und den Unannehmlichkeiten in Folge der Flucht ihres Bruders — sie mußte ihre Vor-

stellungen einige Tage aussetzen, bis sie wieder eine geeignete Person für ihr Kunststück gefunden und eingeübt hatte — kam Dora Wallroden zu der Ueberzeugung, daß ihr Bruder nicht, um in ehrlicher Arbeit sein Brod zu verdienen, von ihr gegangen, sondern daß er irgend eine dunkle Sache betriebe, die aber sehr bedeutend sein mußte, da er sonst nicht das behagliche Leben bei ihr aufgegeben haben würde, und von einer ihr sonst ganz fremden Unruhe und Angst erfaßt, von seltsamen Ahnungen bewegt, beschloß sie, seinem Thun nachzuforschen und telegraphirte einer Freundin in Paris, diese möchte den Aufenthalt ihres Bruders, der am 10. Dezember Morgens in Paris angekommen sein müsse, auskundschaften und ihr sofort, ohne daß er davon etwas merke, Nachricht zukommen lassen.

VI.

Helmer Wallroden, der sich sonst eines sehr guten, festen Schlafes erfreute, hatte nach der Vorstellung im Cirkus Zerrini eine völlig schlaflose Nacht. Als er nach Haus gekommen, warf er sich zuerst in seinen Lehnstuhl, so erschöpft und zerschlagen wie kaum jemals in seinem ganzen Leben; er legte den charaktervollen Kopf zurück, schloß die Augen und schien sich sammeln zu wollen, aber seine Lippen zuckten und Schweiß bedeckte die Stirn; dann sprang er auf, nahm ein Licht und ging zu einem der Zimmer, in welchem Alles noch so war wie zu der Zeit, als der Senator Wallroden dort gewohnt hatte, und hielt die Kerze hoch vor einem Oelgemälde, das an der mit braunen, golddurchwirkten Damasttapeten bekleideten Wand hing und den verschollenen Sohn Johann in seinem vierundzwanzigsten Jahre vorstellte. Der Advokat bebte, daß die Flamme des Lichtes schwankte und durch die wogende Beleuchtung das große Porträt unheimlich lebend erscheinen ließ.

„Diese Ähnlichkeit kann nicht bloß Zufall sein,“ stieß er jetzt mit bleichen Lippen hervor. „Der Kunststreiter ist der Sohn Johann's, und ich verliere, wonach ich seit zehn Jahren gestrebt, weßwegen ich eine fünfjährige Knechtschaft und Sklaverei bei dem alten, mürrischen, mich abfällisch und beschäft malträtierten Mann ausgehalten, Uebermensliches erduldet, übermenschlich mich bezwungen und gearbeitet habe, rastlos, Tag und Nacht, den Reichtum ihm zu erhalten, zu vermehren. Und jetzt soll all' dieß in den Schoß fallen einem Gaukler, einem Vagabunden, einem Kunststreiter, einzig und allein nur, weil er der Sohn jenes Mannes ist, der auch nicht viel Anderes als ein Seilspringer war, der seinen Vater verachtete, sich nicht um ihn kümmerte, nie mehr ein Lebenszeichen von sich gab? Ist das Gerechtigkeit? Wird so ein ehrlich' Streben belohnt? Ist das Geseß nicht hier ein launisches Weib, das nach der tollsten Willkür verfährt, widersinnig, ja fast mit teuflischem Hohn?“ — Wieder beleuchtete der Advokat das Bild Johann's. „Er ist es, er ist sein Sohn,“ stöhnte er, „kein Zweifel, das werden auch hundert Andere sehen, die Vater und Sohn gekannt haben, denn auch dem Senator sieht dieser Cirkusheiß ähnlich, frappant, erschreckend ähnlich, und er wird über mich triumphieren, er wird einziehen in dieß Haus als reicher Mann, und ich kann, mit einem Almosen abgepeist, meiner Wege gehen, und will heirathen, ein Haus begründen, das auf festen Füßen steht, ein Haus im Sinne eines Patriarchen der Stadt, und jetzt bin ich ein Habenichtes, ein Anfänger, wie alle anderen armen Teufel, und hänge ab von der Gnade, der Laune meiner Klienten. Ich kann ja gar nicht daran denken, auf dieß Nichts hin zu heirathen,“ und, das Licht in der Hand, verfanst der Advokat in ein stumpfes Brüten. Plötzlich fuhr er auf. „Aber noch ist er nicht der Erbe,“ rief er aus, „noch hat er es nicht bewiesen! Was ist Ähnlichkeit — vor dem Geseße Null, die schlagendste Ähnlichkeit — eine lächerliche Phantasie, ein Hirnspinnst — wenn sie nicht unterstützt wird durch zweifellose Dokumente. Hier steht das Geseß auf meiner Seite, und ich werde es handhaben als schneidiges Schwert. Beweisen soll er es mir, beweisen, daß nicht das Tüpfelchen fehlt an seinem Recht, er soll mit mir kämpfen, bis er mich zur völligen Niederlage besiegt hat, so daß ich das Schwert, welches mir das Geseß gegeben, aus der Hand legen muß. — Bisher hat er sich aber noch gar nicht gemeldet,“ fuhr Helmer, ruhiger werdend, sinnend fort, „er scheint keine Ahnung davon zu haben, was seiner hier wartet; er nennt sich Koda — ist das nur sein Künstlername, weiß er vielleicht gar nicht, daß er ein Wallroden, der Sohn jenes Mannes ist? Fast scheint es so, denn sonst wäre es unerklärlich, daß er, der schon länger als einen Monat hier ist, selbst wenn er keine Zeitung läse, von Anderen nicht sollte erfahren haben, daß ein Wallroden gesucht wird.“ — Wieder senkte der Advokat grüblerisch das Haupt. „Ich bin zum Testamentvollstrecker ernannt, jedoch mir ist nicht die Pflicht auferlegt, nach dem Erben zu forschen, das ist Sache der Behörde,“ murmelte er, „das Geseß befiehlt mir also nicht, mich um den etwaigen Erben zu kümmern, meine Muthmaßungen, ja, meine Ueberzeugungen, selbst wenn ich Beweise in Händen hätte, dem Gericht zu übermitteln. Ich bin moralisch verpflichtet, das ist wahr, ich bin aber auch moralisch der Erbe und nicht Jener, in meinen Händen ist das höhere Recht, und auch dieß werde ich festhalten. Meldet der Mann sich nicht vor dem Abkluftstermine, gab es und gibt es nie einen andern Erben als ich.“

Zu dieser Erwägung gekommen, begab sich Helmer in sein Schlafzimmer; der Morgen fand ihn jedoch nicht in seinem Bette, er hatte eine lange, aufregungsvolle Nacht

durchgemacht. Als die Sonne bleich und fahl sich über den kalten, mit dicken, grauen Eisebellen bedeckten Wiesen des fetten Marschlandes erhob, saß der Advokat bleich und übernachtet vor seinem Arbeitstisch und studierte vergilbte Schriften, die oben in der Ecke eine Zahl und den Vermerk „Friedrich Wallroden, Nachlaßmasse“ trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Hochsee- und Küstenschifffahrt.

Von

Franz Siewert.

(Nachdruck verboten.)

I.

Bekanntlich gilt die Ansicht, daß unser Volk einen besonderen Verus zum Seewolke habe. So sehr dieses Wort auch gewiß in vielen Beziehungen eine Berechtigung erwiesen hat, so hat Deutschland sich keines Ansehens als meereskundige Nation indessen hinsichtlich des mit dem Seegewerbe eng zusammenhängenden Fischereibetriebes nicht gleich würdig gezeigt, wenigstens nicht in dem Grade, daß es in der Bewirthschaftung der allen Völkern gleich zugänglichen Meere die Konkurrenz von Nationen hätte überwinden können, welche im Uebrigen weit hinter ihm in wirtschaftlicher und politischer Bedeutung zurückstehen. Man mag dieß aus Zahlen ersehen, welche zugleich von der großartigen Bedeutung einen Begriff geben, welche die Fischerei für ein Land haben kann, sofern sie rationell und mit einem genügenden Aufwand an Mitteln betrieben wird. Abgesehen von Großbritannien, das mit circa 42,000 bis 50,000 Booten und 170,000 Mann Besatzung in Bewirthschaftung und Ausnutzung der Meere am meisten vorgeschritten ist, beläuft sich der durchschnittliche Ertrag der französischen Fischerei pro Jahr auf 60—70,000,000 Mark. Und wie England die künstliche Befruchtung der Meere in einem außerordentlich großartigen Maßstabe betreibt, — man denke nur an Stormontfield's Lachsseminar am Flüsse Tay bei Perth, Martin & Gilman am Deesflusse in Schottland oder an Thom. Ashworth's förmliche Lachsfabrik zu Galway in Irland — so folgt ihm auch Frankreich in dieser Richtung mit großen Anstrengungen. Allein das Privatankunftsinstitut des Herrn v. Galbert zu Bayle liefert jährlich 60—80,000 Stück gut erzogene Meerforellen auf die Märkte. Von der holländischen Hochseefischerei repräsentirt allein die Häringfischerei pro Jahr circa 6,000,000 Mark und von den 150,000,000 Häringen finden jährlich noch immer 54,000,000 ihren Weg nach Deutschland. An Großartigkeit seiner Unternehmungen übertrifft das holländische Fischereigewerbe unser deutsches um ein Bedeutendes und das Wort, Amsterdam sei aus Häringgräten aufgebaut, hat seine Berechtigung immer noch behalten. Nach England, Frankreich und Holland sind Schweden und Norwegen die bedeutendsten Fischereistaaten. Norwegen hat das wenigste Aderland und zieht deshalb aus dem Meere eine jährliche Rente von 30—40,000,000 Mark. Sein Stodfishfang vor den Lofodden beschäftigt allein 4000 Boote mit 20—3,000 Mann und ist überhaupt wohl die großartigste Industrie auf dem Meere. Aber selbst ein Land wie Spanien hat es nicht verlernt, aus dem Elemente noch Sätze zu gewinnen, welches einst das alleinige seiner stolzen Macht und Größe war. Mit 6000 großen Schiffen und 20,000 größeren Küstenfahrzeugen betreibt es den größten Sardinen-, Thun- und Lachsfischfang im Mittelmeer.

Das neue deutsche Reich ist jetzt tausendmalig offen für die unendlich fruchtbaren Felder Neptun's und es sollte sich namentlich von der Nordsee aus heftigst härtend und befreiend durchhauchen lassen. Das Meer ist internationales, völkerrechtliches Eigenthum aller Menschen und nur bis zu einer Entfernung von drei Seemeilen (der alten Kanonenschußweite) gehört es dem Staate an, dessen Küste es bespült; daher ist die Fischerei nur innerhalb dieser letzteren Grenze (Küstenschifffahrt) abhängig von dem Reichtum der Meeresfauna, darüber hinaus aber (Hochseefischerei) spendet es seine Gaben aus seinem unererschöpflichen Faßhorn allen Völkern gleichmäßig, je nachdem sie sich um dieselben bemühen. An einer fruchtigen Fischereibevölkerung fehlt es unserem Lande nicht; die letzte Zählung hat dieß in einer Zahl von 20,000 Köpfen erwiesen, und gerade unsere Fischer bilden einen fruchtigen Stamm in der Bemannung der für Deutschlands Ehre und Sicherheit wachenden und wachsenden Flotte. Was unserem Lande aber zum thatkräftigeren Antheil an der internationalen Meeresindustrie noch in großem Maße noth thut, das ist der rechte Muth, Sinn und Unternehmungsgeist und vor allen Dingen das Kapital des Binnenlandes, das in jenen Staaten geradezu die Lebensbedingung der großen Erfolge ist.

Der Mangel des letzteren bei uns ist deshalb auch eine große Ursache, daß an der Ost- und mehr noch an der Nordsee Küste statt in erster Linie eine Hochseefischerei vorzugsweise nur die Küstenschifffahrt betrieben wird. Den einzelnen Fischern sowohl wie auch ihren Genossenschaften fehlt das Kapital zu ausgedehnten Unternehmungen; es fehlen ihnen die Mittel zur Anschaffung eines großen, an sich sehr kostspieligen Bootes, welches eine umfassende Hochseefischerei voraussetzt, und große und feste Fahrzeuge, welche in England, Frankreich und Scandinavien die Aktiengesellschaften bauen lassen. Dem Reinertrage nach nimmt in unserer Fischerei der Häringfang die erste Stelle ein. Indessen so groß die Bemühungen seit einigen Jahren auch gewesen sind, ein größeres Terrain in diesem Zweige der Seefischerei zu gewinnen, so ist die Thatfache, daß von den Konkurrenzstaaten allein Holland nach wie vor seine 54,000,000 Häringe nach Deutschland alljährlich zu exportieren vermag, Beweis genug, daß unsere Anstrengungen bisher ungenügende geblieben sind. Die Nordsee — von den Engländern, aber nicht von uns, das „Deutsche Meer“ genannt — mit solcher Fruchtbarkeit, daß stellenweise ein Morgen ihres Wassers hundertmal so viel Ertrag liefert als ebenjoviel des besten Weizenbodens, ist ganz vorzugsweise ein Tummelplatz nachbarländischer Fischerflotten und so groß auch die Erträge unserer Fischer bei dem Fange des Waarsilddarings auf seiner Wanderung aus den nördlicheren Meeren an sich erscheinen mögen, ihre Arbeit ist nichts mehr als eine Nachlese auf dem Agerfelde, dessen goldene Saat überwiegend in einen fremden Schooß fällt.

Hull zieht jährlich für seine Grundseefischerei aus der Doggerbank 3,000,000 Mark Reingewinn und wir übersehen, daß die Doggerbank unseren Küsten näher liegt als den englischen. Sol-

gen und ähnlichen Thatsachen gegenüber wäre es an der Zeit, darüber nachzudenken, daß offenbare Mißstände in unserer Meeresindustrie enthalten sind, deren Beseitigung ein beharrlich anzustrebendes Ziel unserer Volkswirtschaft sein müßte, und es wäre zu wünschen, daß von dem Kreise jener thätigen Männer, welche sich aus den verschiedensten Klassen und Berufsarten zur gemeinsamen Arbeit für Schutz und Pflege der deutschen Fischerei vereinigt haben, eine thatkräftige Initiative zur Anbahnung von Mitteln ausginge, durch welche unser Land, dessen glücklicher Einheit der Sinn unserer Zeit die Unabhängigkeit vom Auslande als einen so charakteristischen Zug eingepreßt hat, auch der völligen Selbstständigkeit in seinem Fischereibetriebe auf dem Meere zugeführt werden möge.

Der lokalen Ausbreitung nach steht die Platt- oder Schollenfischerei dem Haringfang an unseren Küsten am nächsten. Zu den Schollen- oder Plattfischen, welche an allen Küstenteilen der Nord- und Ostsee leben, gehören die Steinbutte, Kliesche, die Scholle (Goldbutte) und die Flunder. Während des Winters die größeren Tiefen der See aufsuchend, kommen die Plattfische zum Frühjahr, um zu laichen, unter die Küsten und nehmen hier bis in den Herbst hinein einen dauernden Aufenthalt. Der Fang der Plattfische geschieht früher wie bei den meisten Seefischen mit Bundgarnen. Es sind dies stehende Rege, welche, gegen den Strom senkrecht ausgepannt, die Fische in ihren Maschen auffangen. Der steigende Bedarf an Fischen hat die Fischer mehr und mehr auf ergiebigeren Fangmethoden hingewiesen, wobei freilich Fangarten nicht ausgeblieben sind, die sich als unvereinbar mit den Forderungen einer rationellen Wirtschaft erweisen haben und zu welchen auch die leider noch bei Weitem nicht genügend eingeschränkte Zehlfischerei gezählt werden muß, deren man sich ganz vorherrschend zum Plattfischfang bedient.

Das Gerüst, welches bei der Zehlfischerei an der Nord- und Ostseeküste benützt wird, ist ein Dreibein, welches aus zwei großen



Figur 1.

Reißflügel von je 80 bis 120 Meter Spannweite besteht, die in ihrer Vereinigung eine große Matrice (den Reißtrichter) umschließt (Figur 1). Der Betrieb wird in der Weise ausgeübt, daß das Reß, welches hinter Fahrzeugen besetzt wird, die durch Segel oder sogar durch Dampfkraft fortbewegt werden, mit mehreren hundert Pfund Gewicht beschwert, hart über den Meeresboden fortgeschleppt wird. Die begründeten Klagen über diese Fischerei gehen hauptsächlich darauf hinaus, daß die Zehle stündlich auf ihrem meilenlangen Wege alle Pflanzen des Meeresbodens aufreißt, welche den Fischen erwießenermaßen als Laichplätze, den Jungen als Spielplätze und zugleich zum Schutze gegen die Nachstellungen der Raubfische dienen, sowie auch einen Aufenthaltsort für die niederen Thierarten, von denen die Fische sich ernähren, bilden; daß dieselbe die Schale und Kerbtiere, welche den Fischen zur Nahrung dienen, zermalmt, sowie daß dieselbe, indem sie den Pflanzenreichthum am Meeresboden aufreißt, zugleich den auf demselben befindlichen Kogen fortführt, der hiedurch ebenfalls vernichtet wird, indem die Entwicklung der Fischerei des Schutzes der Pflanzen bedarf, und endlich, daß diese schädlichen Geräte, da sie in der Regel einmalig sind, die jungen Fische in großer Menge tödten und fangen. Hierbei muß ferner auch hervorgehoben werden, daß diese Grundtreibnetze auf ihren Wanderungen andere Fischereigeräte, sowohl Grundgarnen als auch Reusen, Angel- und Seegarnen fortziehen, ohne daß es — in den allermeisten Fällen aus Mangel an Beweis, da ja nicht selten bei Nacht der Fang betrieben wird — für die Schadleidenden möglich ist, von den Betreffenden eine Erhaltung zu erlangen.

Die Ertragnisse der Zehlfischerei sind allerdings meist sehr bedeutend; indessen dieser starken Ausbeute des Wassers mit der Zehle ist es zuzuschreiben, daß sich die Größe der Schollen, besonders der Spezies Flunder, an der oberen Ostseeküste von Jahr zu Jahr verringert. — Flundern, zumal die großen und fetten Exemplare, sind eine überaus gesuchte Waare im Binnenlande. Nicht im gleichen Grade schädlich, aber nachtheilig immerhin wirkt die Fischerei mit den großen Strandgarnen, die an der gesamten deutschen Küste von Memel bis Emden mehr oder weniger gebräuchlich ist. Je nach den Provinzen ist die Bezeichnung der Strandgarnen verschieden: man nennt sie das Wadegarn, Juggarn, Klappe u. Man unterscheidet sie aber auch ferner hinsichtlich ihrer Anwendung auf die verschiedenen Fischarten, und zwar: als Störwadegarn, Lachswadegarn, Strömungswadegarn, Breitlinggarn u. s. w. Alle zusammen bestehen sie wie die Zehle aus zwei mehr oder weniger großen Flügel und haben in der Mitte die Matrice oder den Reißbad (Fig. 2). Es ist eine zwar sehr landläufige, aber durchaus falsche Vorstellung, daß die Fische auf See mit den Reusen herausgeschöpft werden, wie man sich dieses etwas in miniature mit dem Käser des Goldfischlases vorstellen kann; die Fischerei auf See richtet die Handhabung der Rege darauf, daß die ausgepannte und durch fahrende Boote in Bewegung gebaltene Rege die Beute vor sich her treibt und dieselbe bei ihrem Bemühen um Auffindung eines Durchganges nöthigt, in die täuschende Öffnung des Reißtrichters der Matrice, einzutreten, sofern die Fische nicht schon mit ihren Kiemen in den Maschen hängen geblieben sind. Eine Klappe aber aus der Matrice macht der Fische, durch die Bewegung des Reuses hervorgerufene Wasserdruck unmöglich. Die Bundgarnen hingegen bestehen nur aus einer einfachen, großen Rege, welche senkrecht in's Wasser (vermittelt Flotthölzer an ihrer

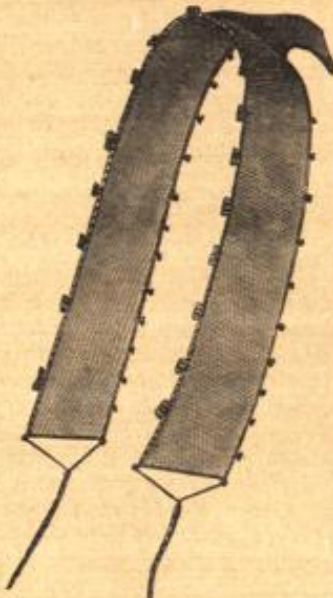
oberen Einne [Kante] und Gewichte an der Unterseite) gelassen und an dem Forttreiben durch ausgelegte Bojen verhindert werden. Ihr Zweck richtet sich allein darauf, daß die gegen ihre Wand schwimmenden Fische von den Maschen aufgefangen werden. Die Bundgarnen werden also nicht bewegt, treiben mithin auch nicht die Fische in den Fangtrichter (Matrice). Sie befinden sich ebenfalls an unserer ganzen deutschen Küste im Gebrauche, sind aber beträchtlich gegen die Strandgarnen zurückgetreten, weil die Fische mit diesen immer ein quantitativ größeres Resultat liefern. Je nach der Konstruktion der Rege erstreckt sich die Strandgarnfischerei auf den Fang von Brassen, Bärthen, Quappen, Dorschen, wie auch Plattfischen und überhaupt der meisten vor kommenden und marktfähigen Seefische.

Zum Fischen mit den Strandgarnen vereinigen sich gewöhnlich zehn Personen. Drei Mann bleiben mit dem Ende einer Leine (Zugleine) am Strande zurück, die übrigen fahren auf dem mit den Reusen beladenen Strandboote im rechten Winkel zum Strande bis auf mehrere laufende Meter in See und werfen hier einen Reißflügel aus, nachdem sie die nachgeschleppte Zugleine mit demselben besetzt haben; hierauf fahren sie wiederum im rechten Winkel zum bisherigen Kurse weiter, sich ununterbrochen mit dem Auswerfen des Reuses beschäftigend, bis dieses in seiner ganzen Länge parallel zum Strande wie eine senkrechte Wand im Wasser ausgepannt ist; nachdem sie dann schließlich auch den andern Flügel mit einer Zugleine verbunden haben, kehren sie mit dieser wieder zum Strande zurück. Mit allen Kräften beginnt nunmehr das Einholen des Reuses, indem je fünf Mann an jeder Leine arbeiten. Ein solcher Zug dauert gewöhnlich mehrere Stunden und ist wegen des großen Widerstandes, welchen das Wasser leistet, eine überaus mühsame Arbeit. Dorsche und Plattfische sind auch in diesen Strandgarnen die überwiegende Ausbeute, wenn nicht die Laichzeit der Störe und Lachse begonnen hat, respektive vorüber ist, indem diese dann aus den Tiefen der See zum Laichabzug sich in die Flüsse begeben, respektive aus diesen zurückkehren und auf der Wanderung mit dem Wehr gefangen werden. (Siehe unten.)

Die Nachteile dieser Strandgarnen bestehen wie bei der Zehle darin, daß sie der Bodenvegetation des Meeresgrundes schaden, jedoch in ungleich geringerem Grade, indem einmal die Zehle über ein meilenweites Gebiet geschleppt wird, die Strandgarnen hingegen nur das zwischen ihnen und dem Ufer liegende Terrain, das nur die Ausbeute der Rege weite haben kann, betreffen, andererseits auch die Gewalt sehr viel geringer ist, mit welcher Menschenhände die zu thun vermögen.

Dem Laien mag die Sorge um die Meeresvegetation als eine allzu große Mangelhaftigkeit erscheinen. Indessen je reicher die Vegetation an unserer Küste ist und je weiter sie sich in das Meer hinausstreckt, desto größer wird immer der Nahrungsreichthum der Fische sein, sowohl für diejenigen, welche sich beständig unter den Küsten aufhalten, als auch für solche, die im Frühjahr und Herbst vor unseren Küsten vorüberwandern. Wo die Vegetation mit ihrem großen Nahrungsreichthum für die Fische vorhanden ist, da halten sich die zur Laichzeit wandernden Scharen lange auf, weil sie dort nicht allein Nahrung und höhere Temperatur, sondern zugleich auch Schutz und Ruheplätze finden. Durch diesen längeren Aufenthalt der Fische haben aber die an den Küsten wohnenden Fischer den großen Vorteil, daß sie ein ungleich größeres Quantum wohlgenährter, werthvoller Fische fangen können, als auf den Gebieten, wo die Vegetation des Meeres theils gänzlich mangelt, theils durch die Rege zerstört ist. Man wird also die Klagen über die vielen Nachteile, welche mit dieser Schleppnetzfischerei verbunden sind, wohl berechtigt finden.

Die notwendige senkrechte Haltung nehmen die Rege im Wasser durch die Gewichte ein, welche an ihrer Unterseite besetzt sind und diese also beschwerend herunterziehen, während in die Oberlante Flotthölzer (Fig. 3, a. und b.) eingeflochten sind, welche diese wiederum schwimmend aufrecht erhalten. Das Dreibein aller Rege ist derart, daß der Randschnur zunächst sich die sogenanntesten Laufmaschinen, eine Art Halbmaschinen, anschließen, welche von größerem Garn sind, während in diesen erst das eigentliche Reß von feinerem Garn hängt. Da es in neuerer Zeit schwieriger geworden ist, sich die nöthigen Flotthölzer (Kork) zu verschaffen, hat man es mit leichten Holzarten versucht, indessen haben die Versuche ihren Erwartungen nicht entsprochen, indem das Holz leicht vom Wasser durchdrungen wird und dann die Fähigkeit verliert, das Reß straff zu tragen. Das Material der Rege anlangend, so beginnt die Fabrikarbeit auch hier schon, das mühsame Werk den Händen abzunehmen, und früher ausschließlich von den Fischern selber hergestellt, werden die Rege jetzt von Fabriken billiger und dauerhafter geliefert. Die mechanische Reßfabrik in Itzehoe ist unter diesen Anstalten die größte und bedeutendste. Die Preise der Rege sind sehr verschieden, sie schwanken zwischen Hunderten und Tausenden von Mark. Ein Strandgarnnetz, wie es zum Fange von Plattfischen, Dorschen, Lachsen u. an den preussischen Küsten gebraucht wird, kostet etwa 1000 Mark. Das



Figur 2.



Figur 3a.



Figur 3b.

Bezeuge der Fischer ist also kostspieliger, wie man gewöhnlich glaubt, und wenn man dies berücksichtigt und dazu vergleichend in Rechnung zieht, daß englische Fischer dem Waarfildwanderzuge eine Rege wand in einer Gesamttausendbeute von 1200 englischen Seemeilen entgegenstellen, so wird man auf die Höhe des Kapitals schließen können, mit welchem diese Fischer im Gegensatz zu den unserigen ihr Gewerbe zu handhaben gewohnt sind.

Kaiser Rudolf II. beim Alchymisten.

(Bild S. 41.)

Die Goldmacherkunst nahm im Mittelalter eine Stellung ein, die wir nur schwer uns vergegenwärtigen können. Der Werth des Goldes war ein ungeheurer, die Chemie ein unerschlossenes Gebiet der Wissenschaft, in welcher Ahnungen und phantastische Vorstellungen mehr herrschten als gesundes Denken und Logik, die Chemiker halbe „Zauberer“, welche an geheimnißvolle Kräfte glaubten und mit diesen arbeiten zu können vorgaben. Die Chemie war damals fast vollständig Alchymie, das heißt eine Mischung von Träumereien und Erfahrungen, die darnach trachtete, unedles Metall in edles, in Gold und Silber zu verwandeln und das Mittel zu finden, welches alle Krankheiten heilt, dem Alter die Jugend wiedergibt, das Leben verlängert, und sich der merkwürdigsten Ingegendigkeiten bediente. Das Hauptmittel, welches Gold hervorbringen und auch die oben benannten Heil- und Zauberkräfte besitzen sollte, hieß der rothe Löwe oder Trinfgold. Die Alchymisten nannten auch ihre Kunst den Stein der Weisen und bis in das siebenzehnte Jahrhundert blieb die Alchymie in Blüte. Die Bestrebungen dieser Schwarzfärbler waren aber durchaus nicht ohne Nutzen. Abgesehen davon, daß die Alchymie die Mutter unserer jetzt so hochbedeutenden Wissenschaft, der Chemie, ist und ihr eine große Summe von Erfahrungen zu Gebot stellte, verdanken wir den Experimenten der Alchymisten die Erfindung des Porzellans und die Entdeckung des Phosphors.

Unsere Illustration führt uns hier in das Laboratorium eines echten Alchymisten des sechzehnten Jahrhunderts, der einen Kaiser zum Verehrer seiner Kunst hat. Der Maler gibt dem interessanten Bilde folgende Erklärung. In dem dunklen Gewölbe eines Hauses im goldenen Glänze auf dem Grabstein zu Prag versammelte sich eine vornehme Hofgesellschaft, um beim Experiment des Goldmachers gegenwärtig zu sein. In der Mitte sitzt im Lehnstuhl Kaiser Rudolf II. und hört prüfend und aufmerksam der Exposition des alten Alchymisten zu. Dieser, in gebückter, devoter Stellung, hält einen Bleiklumpen in der Rechten und erklärt seinem Protektor und Gönner Wunder, die da kommen sollen. Neben dem Kaiser sitzt die Tochter des Hofantiquars Jacopo Strada, Mutter des Kaiserjohnes Von Esar; hinter ihren Söhnen erwarten voll Spannung Hosiinge und Priester das seltsame Experiment.

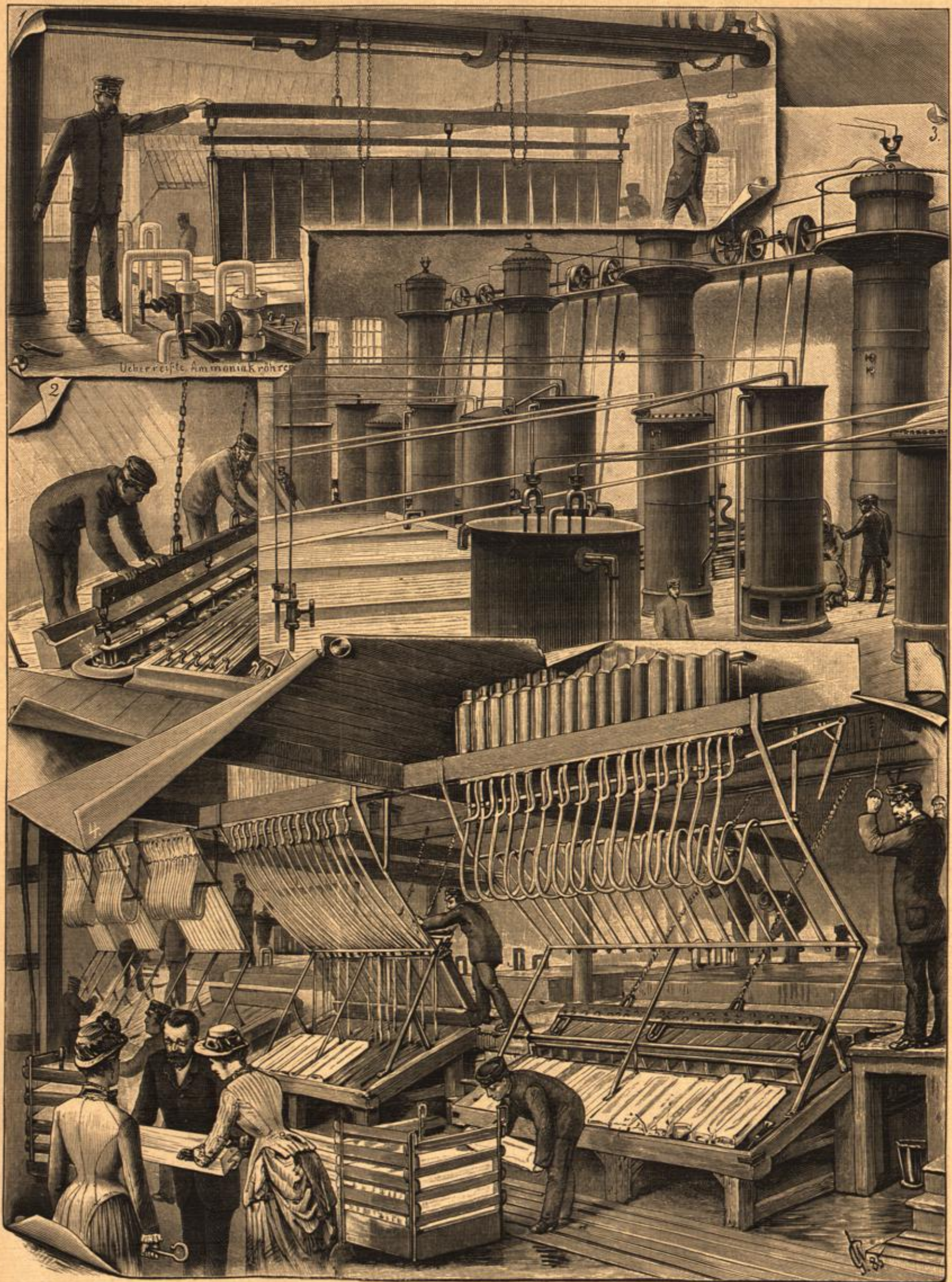
In den meisten Fällen waren die Goldmacher Spanier oder Italiener, kluge und auch für ihre Zeit kenntnißreiche Leute, die auf klauwe Weise den Aberglauben ausbeuteten, um sich Geld zu erwerben; nicht selten aber auch grüblerische Denker, die fest an ihre Mission zum Heile der kranken und armen Menschheit glaubten. Ein solcher scheint der zu sein, welchen Kaiser Rudolf mit seinem Besuche hier beehrt.

Der Schöpfer dieses Gemäldes, Wenzel Brozik, dessen Eigenart wir im letzten Heft des jüngst abgeschlossenen Jahrgangs skizierten, gehört zu den originellsten und geistvollsten böhmischen Malern; er ist zu allgemeiner Anerkennung gelangt und lebt als Künstler hochgeschätzt seit 1876 in Paris.

Gegen Hühneraugen.

Hühneraugen gehören, wie das Zahnweh, zu den allgemein verbreiteten kleinen menschlichen Leiden, oft aber auch zu den großen. Zahllos sind die Mittel, die dagegen empfohlen werden, sie genügen aber immer noch nicht, denn fortwährend tauchen noch neue Geheimmittel dagegen auf, die natürlich auf dem Papiere alle unschlagbar sind. Die verschiedenen Beizmittel, wie Essigsäure und Pflaster, haben nur dann eine Wirkung, wenn vorher die harte Oberhaut weggenommen ist. Das Schneiden, das zu diesem Zwecke gewöhnlich angewendet wird, ist keineswegs zu empfehlen, weil leicht blutige Verletzungen vorkommen, die dann, wie die Erfahrung lehrt, zuweilen Starrkrampf und Blutvergiftung zur Folge haben. Am besten entfernt man deshalb die harte Oberhaut durch Abschaben mit einem scharfen Messer oder, besser, mit einem Stüdkchen abgeschliffenen Bimsstein, was um so leichter geht, wenn man den Fuß vorher zehn Minuten lang in warmes Wasser legt. Wenn dieses Verfahren mehrmals wiederholt wird, so wird der hornartige Kern bloßgelegt und endlich ausgeföhren. Bringt man auf den entblößten Kern einen Tropfen Seifenwasser, so wird die Wunde ganz weich und breiartig, so daß man sie mit einem zugehauenen Hölzchen abreiben kann. Auf diese Weise kann man auch die Hühneraugen vertreiben, wenn man einen Tropfen des gelben Saftes des großen Schöllkrautes darauf bringt; sie bleiben dann in der Regel ganz weg. Dr. Hering empfiehlt zu demselben Zwecke auch das Schwammöl. Man nimmt ein Stüdkchen gelben Feuerwachs von der Größe eines Fingernagels, seinen salpetrifischen oder schwärzen, sondern ganz gewöhnlichen, zündet ihn an, legt ihn auf eine Messerlinge, hält sie möglichst schief, worauf bald ein Tröpfchen entsteht, das noch warm auf das Hühnerauge gebracht werden muß. Nach ein paar Tagen nimmt man die braune, dünne Kruste davon weg und wiederholt das Mittel, bis das Uebel mit Stumpf und Stiel vertilgt ist. Wenn sich die Hühneraugen entzünden, so löst man 15 Tropfen Arnikaalktural in einer halben Tasse Wasser auf und badet die Zehe darin oder legt damit befeuchtete Bauschken auf. Man kann von diesem Arnikawasser auch innerlich etwas nehmen.

Hühneraugen oder die harte Haut, welche sich häufig an einzelnen Theilen der Sohle und unten an den Zehen bilden und dann nicht selten Schmerzen verursachen, werden am leichtesten durch Reiben mit Bimsstein, an welchen eine glatte Fläche geschliffen ist, entfernt. Das Stüdk Bimsstein muß aber bei dieser Operation öfters in heißes Wasser getaucht und immer naß gehalten werden.



1 Das „Ziehen“ mit dem Krahn. — 2. Vordrehen der Gießegel. — 3. Gießmaschinen. — 4. Der Gießbildneraum.

In der Eisfabrik. Originalzeichnung von Wih. Geißler. (S. 46.)



Rudolf II. beim Tischspielen. Gemälde von V. Voß. (S. 39.)

Die flandrische Vesper.

Historische Novelle

von

Moritz Lillie.

(Fortsetzung.)

Der Offizier schaute sich aufmerksam im Zimmer um, ohne auf die Frage zu antworten.

„Dieses Krämervolk ist vornehmer eingerichtet wie ein französischer Marquis“, sagte er zu seinen Leuten. „Wir werden gut thun, uns bei Gelegenheit die Geldkisten dieser Wollbarone etwas genauer anzusehen und sie von ihrem Ueberflusse zu befreien.“

„Eine Rubube zu unserem elenden Selve könnten wir recht nothwendig brauchen“, meinte einer der Landsknechte. „Dieses Bürgerpack häuft Schätze auf Schätze, während unsereins am Hungertuche nagt. Der Statthalter freilich lebt herrlich und in Freuden, seine Tafel möchte von den ausgesuchten Gerichten, die in Massen aufgetragen werden, zusammenbrechen und von den Weinen, die dort allabendlich auf den Fußboden geschüttet werden, könnten sich hundert ehrliche Landsknechte recht brave Rausche trinken. Wenn ich, wie heute Abend, am Schloßthore Wache stehe und oben über mir in der Wohnung des Statthalters der Jubel der Feste erschallt, dann läßt mir, Gott verdamme! mich, das Wasser im Munde zusammen und ich sage mir: warum mußt du darben und dürsten, während sie da oben in den köstlichsten Weinen schwimmen? Ich bin, hol' mich der Teufel, auch aus keinem schlechteren Holze geschnitten wie die, und wenn uns der Statthalter nichts gibt, so nehmen wir es uns von den Bürgern, da ist genug zu finden.“

„Ruhe jetzt, nicht räsonnir!“ rief in gebietendem Tone der Offizier; „wer noch muckst, den lasse ich Spiegruthen laufen. Wir haben den bestimmten Befehl des Statthalters auszuführen, andere Dinge kümmern uns jetzt nicht. Wo ist eure Tochter?“ fragte er plötzlich Frau Koning.

„Meine Tochter?“ versetzte diese erbleichend, „was wollt Ihr von meiner Tochter?“

„Der Herr Statthalter wünscht, daß sie auf's Schloß komme und ihm ein wenig Gesellschaft leiste“, erklärte der Anführer der kleinen Truppe, während sich ein höhnisches Lächeln um seine Lippen legte. „Außerdem hat auch der Vater des Mädchens Sehnsucht nach ihr, und der Herr Statthalter will ihr die Gnade erweisen, ihn besuchen zu dürfen.“

„O mein Gott, sind unsere Leiden noch nicht bald zu Ende?“ jammerte die Frau, und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. „Ihr befindet euch in einem Hause der Trauer, den Gatten und Vater habt ihr fortgeschleppt und in's Gefängniß geworfen, und jetzt wollt ihr mir auch noch mein Einziges, mein Letztes entreißen? O, habt Erbarmen mit uns, denkt an eure eigenen Familien daheim und schont uns arme, gepeinigte Bewohner dieser unglücklichen Stadt!“

„Macht keine Umstände, Frau; der Statthalter befiehlt und damit Punktum!“

„Nehmt Alles, was ich besitze, nehmt meinen Schmuck, mein Geld, willig will ich es Euch überlassen, nur mein Kind, meinen einzigen Trost führt mir nicht hinweg!“

Frau Koning hatte flehentlich die Hände emporgehoben, während sie dies sagte. Einen Augenblick standen selbst diese rauhen Krieger unschlüssig, aber bald besiegte Haß und Rohheit das ansehnliche bessere Gefühl.

„Genug des Gewinns!“ schrie der Offizier; „wenn Ihr nicht das Mädchen zur Stelle schafft, dann werden wir das Haus durchsuchen und wehe Euch, wenn wir sie finden.“

Da richtete sich Frau Koning empor und in ihren sonst so sanft blickenden Augen leuchtete es auf, drohend und unheimlich wie die verderbenbringenden Feuerstrahlen aus dunkler Gewitternacht. Mit raschem Griffe riß sie einen kostbaren alten Dolch von der Wand, der mit noch anderen Waffen als Zierde dort aufgehängt war, und stellte sich vor die Thür, durch welche Gertrud ging. Die Liebe zu ihrem bedrohten Kinde gab ihr Kraft, das Aeußerste zu wagen; in diesem Augenblick glückte sie der Cornelia, der Mutter der Gracien, jener großen Römerin, die in ihren Kindern ihre höchsten Kleinode erblickte.

„Wagt es, mir zu nahen, ihr Barbaren!“ rief sie aus, indem sie den Dolch schwang, daß sie aussah wie die Göttin der Rache.

„Verwärt, schlägt das wahnwitzige Weib nieder!“ befahl der Anführer, „oder seht euch der Muth dazu?“

Er riß einem der Landsknechte die Hellebarde aus der Hand, um auf die heldenmuthige Frau einzubringen; Hanna lehnte wie gelähmt an der Wand, der Schreck hatte ihr momentan die Sprache geraubt und ihr die Fähigkeit genommen, den Fuß zu bewegen. Starr vor Entsetzen schaute sie auf die schreckliche Szene, die sich vor ihren Augen entwickelte. Im nächsten Augenblick mußte der tödtliche Schlag auf ihre Herrin fallen und diese als blutende Leiche zu Boden sinken.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen und herein stürmte Wilibald an der Spitze einer großen Anzahl handfester Luchknappen, Arbeiter Koning's, die er aus dem Schlafe geweckt und mit Peilen, Knütteln und sonstigen Werkzeugen, die als Waffen dienen konnten, versehen hatte. Mit kräftiger Faust packte er den Offizier, entriß ihm die Hellebarde

und warf ihn zu Boden, während die Gefellen sich der Söldlinge bemächtigten. In wenigen Sekunden lagen die fünf Franzosen gefesselt zu ihren Füßen.

„Der Keller unter dem Färbereigebäude eignet sich vorzüglich zu einem Kerker“, sagte Wilibald, „dorthin laßt uns einstweilen die Gefangenen bringen, bis die Würfel gefallen sind. Diese feigen Bestien, die sich nicht scheuen, ein schwaches Weib zu morden, verdienen kein Mitleid; wenn der große Tag der Vergeltung erschienen ist, kommt auch an sie die Reihe.“

Die Luchknappen trugen die Gefesselten in das feuchte, unterirdische Gewölbe, wo sie auf einigen Schütten Stroh ihr Lager fanden; die Stricke aber wurden ihnen nicht abgenommen, sie blieben gebunden, daß sie sich kaum zu bewegen vermochten.

„Wenn man morgen nach den Söldlingen forschen wird, so müssen wir zu einer Nothlüge greifen“, sagte der junge Werkführer zu seinen Leuten. „Niemand von euch weiß etwas von französischen Soldaten, dieses Haus haben keine betreten, versteht ihr? Der Statthalter mag denken, die Herren Landsknechte seien in einer Kneipe verunglückt und schlafen nunmehr ihren Rausch aus, oder er mag glauben, sie hätten sich in verliebte Händel verwickelt und deshalb noch nicht Zeit gefunden, ihrem Herrn und Meister zu dienen — gleichviel, so bald wird er sie nicht finden. Und nun gönnt euch noch einige Stunden Ruhe, es wird morgen ein heißer Tag werden, der uns schwere und blutige Arbeit bringen wird, ehe wir den Ruf ertönen lassen können: Flandern alle Zeit!“

5.

Der Abend des verhängnißvollen Tages, der die Entscheidung über Freiheit oder Knechtschaft bringen sollte, war angebrochen, als ein Mann in der Kleidung eines Schiffsknechtes den Weg nach dem Schloße, der Wohnung des Statthalters Grafen Dunois, einschlug. Die großen, schweren Stiefeln an seinen Füßen gaben seinem Gang etwas Unsicheres, Schwankendes, die Jacke aus grobem Zwillichtruch war unsauber und der breitkrämpige Hut überdeckte das Gesicht mit tiefem Schatten, so daß die Züge nicht zu erkennen waren. Die ganze Gestalt verbreitete einen unangenehmen Fischgeruch, wie er den Kleibern der dieses Gewerbe ausübenden Leute anzuhasten pflegt.

Der Mann listete von Zeit zu Zeit den Hut und schaute sich nach allen Seiten vorsichtig um, dann setzte er seinen Weg fort. Niemand achtete auf ihn und Keinem fiel es auf, daß der Mann sich dem Schloße nahte; Schiffsknechte gab es damals zu Tausenden in Brügge und bei dem großen Bedarf der Küche des Statthalters an Erzeugnissen der See verkehrten täglich Fischer im Schloße, um ihre Waaren abzuliefern und neue Aufträge in Empfang zu nehmen. Deshalb ließ ihn auch die Wache am Eingangsthore ungehindert passieren; was konnte auch ein armer Fischer für andere Zwecke verfolgen, als seinem Verdienste nachzugehen?

Und doch schien der Mann in der groben Schifferkleidung andere Dinge im Sinne zu haben, als Lieferungen für die gräßliche Tafel abzuliefern, denn er schritt an dem Wirtschaftsbureau, zu welchem auch das Departement der Küche gehörte, vorüber und nahm seinen Weg direkt nach der Wohnung des Statthalters, die sich im ersten Stode befand.

Ein doppelter Wachposten empfing ihn an der Treppe und wies ihn barsch zurück; in dieser Kleidung könne er nicht vor dem Statthalter erscheinen, erklärten sie ihm.

Aber der Fischer ließ sich nicht abweisen, er habe Dinge von höchster Wichtigkeit mit dem Grafen Dunois zu besprechen, und einen besseren Anzug besitze er nicht; ein armer Fischknecht sei nicht im Stande, zumal in jetziger schwerer Zeit, sich doppelte Kleidung zu schaffen, versicherte er.

Während des Streites trat zufällig der Marquis von Chatelet, Gouverneur von Brügge, herzu und fragte, was es gäbe. Die Schildwachen berichteten, daß der Fischer durchaus den Statthalter zu sprechen wünsche, daß sie es aber nicht wagten, ihn anzumelden.

„Kannst Du mir Dein Anliegen nicht mittheilen?“ fragte der Marquis. „Der Statthalter sitzt mit seinem Generalstab beim Abendbrod und wird Dich schwerlich empfangen können, denn er läßt sich dabei nur ungern stören.“

Der Schiffsknecht schüttelte das Haupt.

„Was ich zu sagen habe, ist nur für den Statthalter selbst bestimmt“, versetzte er; „will er mich durchaus nicht hören, so habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan und er mag sich daher nicht wundern, wenn ihn das Unglück unvorbereitet trifft.“

„Du sprichst in Räthseln, Mann!“ sagte der Gouverneur, durch die geheimnißvollen Andeutungen des Schiffers neugierig gemacht, „was ist das für ein Unglück, von dem Du jastest?“

„Gebt Euch weiter keine Mühe, Herr, diese Dinge sind nicht für jedes Ohr“, erwiderte hartnäckig Jener. „Bin ich auch nur ein armer Schiffsknecht, so weiß ich doch so Manches, was Andere nicht wissen, will man mich aber nicht hören, weil ich schlechte Kleider trage, nun, so mögen diese stolzen Menschen sich selbst schützen, da wohlgemeinte Warnungen für sie keinen Werth haben.“

Er wandte sich zum Gehen, aber Chatelet vertrat ihn den Weg.

„Nicht von der Stelle!“ donnerte er ihn an, „wenn

Du mir Dein Geheimniß durchaus nicht anvertrauen willst, so komm' mit zum Statthalter, ich werde Dir Zutritt verschaffen.“

Ein Lächeln der Befriedigung legte sich um den Mund des Schiffers, aber nur einen Moment, dann nahm das Gesicht den vorigen gleichgültigen Ausdruck wieder an.

Chatelet führte den Fischer in den Speisesaal, wo eine glänzende Gesellschaft versammelt war. Nach einigen kurzen Worten, die der Gouverneur dem Statthalter zuflüsterte, winkte ihm dieser, näher zu treten.

„Was sind das für Wunderdinge, die Du mir mitzutheilen hast?“ fragte Dunois, sich im Stuhle zurücklehnd und die Füße übereinander schlagend.

„Befehlt, daß sich die Offiziere zurückziehen, und ich will Euch sagen, was ich weiß!“ versetzte der Fischer.

Der Statthalter winkte und die Offiziere entfernten sich. „Euer Leben ist in Gefahr, Herr Statthalter, und ich komme, Euch zu warnen“, sagte der Mann.

Jener schüttelte lächelnd den Kopf und eine abwehrende Handbewegung deutete an, daß er an eine derartige Gefahr nicht recht glaube.

„Woher weißt Du das?“ fragte er in ziemlich gleichgültigem Tone.

„Ihr habt den Aeltesten der Kaufmannschaft, Vanderstraßen, sowie Kurd, den Obermeister der Schifferinnung, in's Gefängniß werfen lassen, Herr, und das hat viel böses Blut gemacht“, versetzte Jener. „Die angesehensten Männer dieser beiden Innungen sind daher zu geheimen Berathungen zusammengetreten und haben beschlossen, unter Mithilfe der übrigen Ränfte das Schloß zu stürmen, Euch und eure Obristen gefangen zu nehmen oder niederzustößen und einen allgemeinen Aufstand der Bürgerschaft hervorzurufen, um Alles, was sich Franzose nennt, zu morden, Brügge zu säubern und die Rebellen in's Land hinaus zu tragen, um ganz Flandern von der Herrschaft der Fremdlinge zu befreien.“

„Alle Teufel, das klingt ja haarsträubend abenteuerlich!“ rief der Statthalter, aber dem scherzhaften Ton, welchen er seinen Worten zu geben versuchte, hörte man das Erwogene an. „Auf welche Weise bist Du Mitwisser dieses Geheimnisses geworden? Deine Jugend und Dein ganzes Aeußere lassen mich vermuthen, daß Du nicht zu den angesehenen Männern gehörst, von denen diese saubere Geschichte in's Leben gerufen worden ist!“

„Das ist sehr einfach, Herr“, erwiderte der Schiffer, und sein helles Auge ruhte mit seltsamem Ausdruck auf dem Grafen, „allerdings hat man mich nicht zu den Berathungen herangezogen, denn dort waren nur Schiffsherren und angesehene Kaufleute vertreten, und ich bin nur ein armer Fischknecht. Aber die Küchenmagd im Wirthshause zum Brabanter Hof, Nösel heißt sie, ist meine Liebste, und im Brabanter Hof finden die Versammlungen der Verschwörer statt. Wie ich also gestern Abend hinkomme, um Nösel zu einem Spaziergange abzuholen, sagte sie mir, daß viele Gäste da seien und sie noch nicht abkommen könne, ich möge einstweilen warten. Damit schob sie mich in ein kleines, dunkles Zimmer, das wahrscheinlich als Vorrathskammer für Geschirre und Wirtschaftsgegenstände diente, denn als ich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, gewahrte ich eine Menge in Stroh verpackte Steinkrüge und sonstige zum Schankbetrieb nöthige Utensilien. Da vernahm ich plötzlich deutliche Stimmen, die aus einem Nebenraume kamen, und als ich genauer hinhörte, erkannte ich an der Sprache verschiedene meiner Kunst angehörige Meister. Es war nur eine dünne Bretterwand, die uns trennte, so daß ich jedes Wort verstehen konnte, welches dort gesprochen wurde, aber das, was ich vernahm, fesselte meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und ich nahm mir vor, es Euch zu hinterbringen.“

Der Statthalter war ernst geworden, die Sache erschien doch zu wichtig, um mit leichtfertigen Scherzen darüber hinwegzugehen.

„Bist Du ein flandrisches Kind?“ forschte Dunois, den jungen Mann nicht ohne Mißtrauen betrachtend.

„Ich bin in Brügge geboren und außer hinaus auf die See noch nie aus der Stadt gekommen“, berichtete Jener.

„Und Du scheuest Dich nicht, Deine Landsleute zu verrathen?“ examinierte der Statthalter weiter. „Was bewog Dich, uns, die ihr die Feinde eures Vaterlandes nennt, den schändlichen Plan mitzutheilen?“

Ein leichtes, blitzschnelles Zucken flog über das Antlitz des Fischers; das Wort „verrathen“ schien ihn zu treffen wie ein tiefer, schmerzender Nadelstich.

„Die Wahrheit zu sagen, Herr Statthalter, ist wohl ein wenig Eigennutz dabei“, erzählte der Arbeiter und seine Augen hasteten verlegen an dem Boden; „ich bin arm und habe niemals Aussicht, ein eigenes Boot zu erwerben, sondern muß zeitlebens Herrendienste verrichten und mich für fremde Taschen plagen und quälen. Und doch möchte ich gern recht bald meine Nösel heirathen und mir ein eigenes kleines Heim gründen. Da dacht' ich mir, wenn die Franzosen aus Brügge hinaus sind, wird der Verdienst noch geringer, denn wer weiß, ob unser Graf jemals wieder zurückkehrt, und dann wird's bei uns ganz einsam, wenn kein Haushalt mehr da ist. Seht Ihr, Herr Statthalter, und darum wollte ich es verhindern, daß man Euch verjagt, denn eure vielen Gastmähler bringen Verdienst unter die Leute und für mich fällt doch auch hin und wieder ein kleines Trinkgeld ab, wenn ich Fische abliefern. Und dann —“

Er stockte und schwieg.
„Ich verstehe, Du rechnest auf eine Belohnung für Deine Mittheilung“, ergänzte der Graf; „nun, Du sollst nicht vergebens hoffen, wenn sich Alles so verhält, wie Du sagtest, werde ich Dich nicht vergessen. Es wird genug herrliche Fischerboote geben; wenn ich die Häupter der Verschwörung habe hinrichten lassen, dann sollst Du Dir ein halbes Duzend der besten Fahrzeuge auswählen und das gesamte Netzwerk und sonstige Handwerkszeug dazu.“

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wolle er die Hände des französischen Nachhabers fassen, aber es schien, als hielte ihn ein unbezwingbarer Widerwille davon ab.

„Und wann gedenken die Herren Verschwörer loszuschlagen?“ fragte Graf Dunois.

„In drei Tagen, Herr Statthalter“, versetzte der Schiffer; „um die Mitternachtstunde wird sich ein bewaffneter Haufen dem Schlosse nähern und die Besatzung zu überrumpeln versuchen. Gleichzeitig wird von allen Thürmen der Stadt Sturm geläutet als Signal, daß das allgemeine Morden beginnt.“

„Recht hübsch ausgedacht, bei allen Teufeln!“ knirschte der Statthalter, „aber die Suppe werde ich euch doch versalzen. In drei Tagen, sagst Du? Da haben wir Zeit, unsere Maßregeln zu treffen, und ich werde für einen würdigen Empfang sorgen, von welchem man in diesem Mordnetze noch nach Jahrhunderten reden soll. Ich will dieser Stadt eine Garnitur von Galgen bauen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, und sie mit välmischen Geldsäcken behängen, daß es eine Lust sein soll, sie zappeln zu sehen!“

Er rief den Gouverneur, Marquis von Chatelet, zu sich heran.

„Diesen Mann nehmt in Gewahrsam, aber laßt es ihm an nichts fehlen“, befahl er. „Er hat uns eine wichtige Nachricht gebracht und Anspruch auf unsern Dank; aber große Verschwiegenheit scheint nicht seine Haupttugend zu sein, und ich möchte nicht, daß er in Versuchung käme, in der Stadt von seinem Besuche auf dem Schlosse zu plaudern. Man weise ihm die Wachtube als Aufenthalt an, dort ist er unter fortwährender Aufsicht; den Soldaten aber gewähre man heute auf Kosten der Stadt doppelte Rationen Wein, wir haben in nächster Zeit ein schweres Stück Arbeit zu erwarten.“

Er winkte zum Zeichen der Entlassung und die unterbrochene Abendtafel nahm ihren Fortgang. Der Schiffsnecht aber erhielt unten im Wachlokal, und zwar in der Stube des Rottenführers, Quartier, dem ebenso wie den Mannschaften schonende und rücksichtsvolle Behandlung zur Pflicht gemacht wurde. Der junge Mann verstand es, sich rasch mit den Landsknechten bekannt zu machen; sein angenehmes Aussehen und seine gute Unterhaltungsgabe machten ihn beliebt, so daß die Soldaten in der freundlichsten Weise mit ihm verkehrten. Ein Fäßchen Wein, das auf Befehl des Statthalters in das Wachlokal gebracht worden war, trug nicht wenig zur Erhöhung der guten Stimmung bei, und der Schiffer ließ es sich dabei nicht nehmen, den Wundschmerz zu machen. So oft der Krug geleert war, füllte er ihn am Fasse wieder; Niemand aber bemerkte, daß er verstoßen aus einem Käßchen ein Pulver in den Wein schüttete, ehe er an den Tisch zurückkehrte. Fleißig füllte er die Becher der Soldaten und fleißig trank er ihnen zu; er selbst freilich setzte den Pokal nur zum Schein an den Mund, über die Lippen aber kam kein Tropfen.

„Trinkt, Kameraden!“ lachte der Rottenführer, „man muß die Feste feiern wie sie fallen! Der Statthalter hat etwas mit uns vor und will uns bei guter Laune erhalten; daher das Fäßchen. Gebt Acht, es gibt bald einen Strauß. Aber das soll uns heute nicht kümmern; profit, die flandrischen Mädels sollen leben!“

Und stürmisch ertönte es rings im Chor:
„Noch, noch, die schönen flandrischen Mädels!“

(Fortsetzung folgt.)

Weinbau in Südtirol.

(Bild S. 44.)

Wer hat nicht wenigstens schon von dem Rastler Seewein, dem Terlaner, dem edlen Traminer, Sanct Magdalener, Sanct Justinerwein u. dgl. gehört? Alle diese Weine haben schon seit alten Zeiten einen besondern Ruf, und bei Festlichkeiten und fröhlichen Ereignissen hat man sie als den edelsten Lebenssaft des Landes betrachtet. Heute, da die Eisenbahnen das ganze Südtirol durchkreuzen und zumal das obere Etschthal, seit einigen Jahren auch die Bozen-Meraner Bahn die rebenumrankte Thalsohle durchschneidet, haben diese Weine eine noch größere Verbreitung gefunden.

Wer hat nicht eine helle Freude gehabt, als er in diesem frühlingsreichen Lande den von der süßesten Traube strahlenden Rebstock geschaut und auf den Hügeln, auf allen Bergterrassen und Vorsprüngen bis hinauf zu dem Felsgestein gesehen, wo das selbe der Rebe keine Erde mehr gönnt, diese malerischen, langen, Reihen an Reben in allen Krümmungen des Bergrückens hinziehenden Laubengänge mit den süßen Himmelsgaben bewundert! Die süße Himmelsgabe und diese herrlichen Rebengelände erfordern aber auch eine fortwährende fleißige Pflege, und der Landmann, welcher die Gänge zu bepflanzen hat, ist das ganze Jahr damit beschäftigt und muß sich sein Brod im wahren Sinne „im Schweiß seines Angesichts“ verdienen, denn viel stärker als anderswo leidet die Sonne ihre heißen Strahlen auf diese gottgeordneten Hügel herunter, und wer den Tag hindurch darauf arbeitet, der weiß genug davon zu sagen.

Raum ist die Frucht im Oktober dem Weinstock entnommen,

so rüstet sich der Weinbauer schon wieder zur Pflege der Rebe für's kommende Jahr, und bis Ende Dezember hat er vollauf zu thun, mit Säge und Schere die unbrauchbar gewordenen Zweige sorgfältig zu entfernen und die anderen fruchtbringend zu gestalten. Ferner ist es seine Aufgabe, um diese Jahreszeit die zum Festbinden der Reben und des Weingutholzes nöthigen Weidenbänder (Zweige) zu sammeln und sie in großen Bündeln heim zu tragen oder zu fahren. Im März kommt dann weiter das Aufbinden und Firmen der Rebe, die abgehackten Rebzweige aufzulesen und in Bündeln zu Brennholz herzurichten; das „Vsofenlegen“, altes und schadhafte Holz durch neues zu ersetzen. Mitte April kommt das Pflegen oder Färchen, dann das Vlolegen der Rebe um die Wurzeln, damit die warmen Sonnenstrahlen hinzubringen können. Im Mai folgt die erste Schwefelung, um die Rebe vor schädlichen Insekten zu schützen. Die Schwefelung geschieht mittelst eines Blasebalgs, welcher mit Schwefel gefüllt ist, womit jeder Zweig gehörig angepöfelt wird. Diese Schwefelung wiederholt sich im Mai und Juni zum zweiten und dritten Mal. Im Juli, wenn die Trauben schon ziemlich groß geworden und zur Reife übergehen, müssen jetzt die überflüssigen Triebe und Äuglässe abgeschnitten werden, damit den Trauben zum Ausreifen mehr Licht und Sonnenstrahlen zufließen. Ende Juli werden die Weinbäuer angestellt, diese lebenden Vogelscheuchen mit dem Zweipfinghut, auf dem Hahnen- und Pfauenfedern befestigt sind; Eichhörnchenbälge und lange, auf beiden Seiten herabhängende Fruchtstränge zieren noch denselben und geben einem solchen Weinbäuer ein beinahe erschreckendes Aussehen. Auch sind dieselben mit einer Hellebarde oder mit einem langen Säbel und mit Revolver bewaffnet, um sich vor dem Diebsgeindel zu vertheidigen zu können.

In den Gärten wird nun wieder die Erde, welche im Frühjahr um die Rebe herum weggenommen, in ihre frühere Lage gebracht. Ende August oder Anfangs September beginnt das Auswimmen. Die schadhafte Trauben werden entfernt und damit Hauswein (Gefindewein) bereitet; auch Piccolo oder der Lepps genannt.

Anfangs Oktober beginnt dann die ordentliche Weinlese oder das „Wimmen“, wie es im Etschlande heißt, wohl die freudigste Zeit des Jahres, zumal wenn das Jahr ein gesegnetes war. Da regt und rührt sich von früh bis spät Jung und Alt und überall in der Gegend sind die Leute beschäftigt, die sahen Trauben in die Wimmischüssel (eine Holzschüssel, an welcher an der unteren Seite des Bodens ein Zapfen zum Halten angebracht ist) zu schneiden. Andere, sieht man wieder die abgeschnittenen Trauben in das Wimmischöpf leeren, dann dieselben in die Gummien, einen Behälter, an welchen aus Holzreifen Achselbänder befestigt, verbringen, um den Inhalt endgültig in die große Wanne zu schütten. Darauf wird mittelst zwei folienähnlichen Hölzern gemostet; es wird die auf dem Wagen zu Hause oder auch auf dem Felde vorgenommen. Die feinsten und schönsten Trauben werden ausgesucht, in den sogenannten Bernatschäden durchgesiebt und jezt zu seinem Wein in das Faß gefüllt. Trester und mindere Waare hingegen trägt man auf den Ständer und läßt sie gähren. Sobald nun der Wein in den Ständer licht geworden, so zieht man ihn in Fässer ab. Auf die in den Ständern zurückgebliebenen Trester wird Wasser gegossen; dieses gibt dann ebenfalls Gefindewein. Oder es werden dieselben herausgenommen und ausgegorgelt, das heißt, sie kommen in die „Torggelpresse“ (Weinpresse) und werden ausgepresst. Die Weinpresse oder Torggelpresse ist ein aus totholten Baumstämmen zusammengefügtes Gerüst. Zwischen vier großen Pfählen ist ein Behälter angebracht, über welchen hinweg ein totholter Baumstamm führt. In den Behälter werden die Trester gegeben und zwischen diese und den Torggelbaum Holzblöcke geschoben, und so durch Drehen einer großen Schraube vorne der Baum niedergedrückt und die Pressung ausübt. Solche Torggelpressen in Geshöfen und Reingütern Etschlands sind meistens mit einer Jahreszahl vom Anfang des 16. Jahrhunderts versehen und stehen mithin beinahe vierhundert Jahre in der Reiter oder, wie es im Volksmunde heißt, in der Torggeln.

Von den ausgepressten Trestern, welche unter der Pressung im Torggelbehälter zurückbleiben, wird nachher Branntwein gebrannt und die ausgebrannten Trester geben noch ein ausgezeichnetes Viehfutter.

Wenn die Weinarbeiten vorüber sind und der Wein in den Ständern licht geworden, so gehen die Stadtröler „Torggeln“, einen neuen Wein, rundweg einen „Neuen“, trinken. Zumal an Sonntagen und Feiertagen sieht man ganze Züge nach den Anhöhen in der Umgebung zu den Weinbauern wandern, wo dann bei gebratenen Kastanien lustig gejezt und dem Bacchus manch Glaschen geweiht wird. Die Weisten gehen wohl später von dannen, wie sie gekommen sind.

A. Härtling.

Appetit der Vögel.

Mit Recht werden die Vögel um ihrer Gerechtigkeit willen beklaut und nicht selten beneidet. Weichen Augen aber die „Insektenfresser“ der besiedelten Welt fliegen, wird Einem so recht zu Gemüthe geführt, wenn man ihren Appetit in dem Verhältnis zum menschlichen in nähere Beleuchtung rückt, denselben also gleichsam auf dem Wege der „vergleichenden Ethnologie“ näher bestimmt. Die Droffeln sind im Stande, zum Frühstück ein Rieseneisbaumblatt mit ungeheurer Begehr auf einmal zu verschlingen, eine Leistung, welcher ein Mensch entsprechend nahekommen nur in der Lage wäre, wenn es ihm seine weiteren Umstände erlaubten, einen ganzen Rindbraten von etwa 25 Pfund zu einer Mahlzeit zu vertilgen. Weit gefräßiger als die Droffeln und einer der gefräßigsten Vögel überhaupt ist das Rothkehlchen. Man hat berechnet, daß, um ein solches bis auf sein Normalgewicht groß zu ziehen, eine Menge animalischer Nahrung erforderlich ist, die einer täglichen Fütterung mit einem Regenwurm von nicht weniger als 15 Fuß Länge gleichkommt. Wie viel dementsprechend ein Mensch von Durchschnittsgröße in 24 Stunden zu verschlingen hätte, wenn er ein englischer Vogelfreund auf's Umständlichste ermittelt und dahin bestimmt, daß jenem täglich zu verfütternden 15 Fuß langen Regenwurm hier eine Cereolatwurfs von 9 Zoll Umfang und 67 Fuß Länge auf das Genaueste und Naheliegendste entsprechen würde.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Dieser Herr war von mittlerer Größe und gedrungener, breitschulteriger Wuchs, schlicht und einfach, aber sehr sauber gekleidet, in seinem Gang und seinen Bewegungen lag etwas Bedächtigendes, was an den Schullehrer erinnerte.

„Master Henry Flotwell!“ rief Wellingfild überrascht. „Sie sind es wirklich? Haben Sie drüben die Todesnachricht schon so bald erhalten?“

Der Angeredete erhob das Haupt; unter der breiten Denkerstirne blickten die dunklen Augen so tieftraurig, aber auch zugleich so treuherzig, daß man sich sofort zu ihm hingezogen fühlte.

„Nein, Master Wellingfild“, erwiderte er leise, „ich erfuhr diese Nachricht erst hier bei meiner Ankunft, und nun sehen Sie mich auf dem Wege zu dem Gasthose, in dem Theodor Wundermann gestorben ist.“

„Dort können Sie nicht mehr erfahren, als ich bereits weiß“, sagte Wellingfild, „ich habe mich seihen genau erkundigt.“

„Und es ist Wahrheit, daß er eines natürlichen Todes starb!“ unterbrach Flotwell ihn hastig.

„Sie scheinen denselben Verdacht zu hegen, der auch mich zu eingehenden Fragen veranlaßte“, fuhr Wellingfild in seiner ruhigen Weise fort; „das ist ja sehr begreiflich, denn wir haben Beide Master Wundermann gekannt. Vielleicht ist es besser, Sie gehen nicht in's Hotel, wenigstens heute nicht, die vielen misstrauischen Fragen könnten jetzt noch einen Schatten auf den Todten werfen, und das werden Sie nicht wollen.“

„Nein, gewiß nicht, denn dieser Schatten würde sich an die Herse seines Kindes heften, und sein armes Weib hat ohnedieß trübe und schwere Tage genug!“

„So wollen wir in die Promenade gehen und dort eine einsame Bank suchen, oder fühlen Sie das Bedürfnis, ein Glas Wein zu trinken?“

„Nein, jezt noch nicht.“

„So kommen Sie mit, wir werden bald ein ruhiges Plätzchen gefunden haben.“

Henry Flotwell nickte zustimmend; sie bogen in die Anlagen des weiten Kurgartens ein.

„Theodor Wundermann soll in der vorvergangenen Nacht, bald nach seiner Ankunft, gestorben sein“, nahm Flotwell nach einer Pause wieder das Wort, „waren Sie zu jener Zeit schon hier?“

„Nein, ich kam erst heute Nachmittag an.“

„Ich ebenfalls, und gleich nachdem ich in meinem bescheidenen Gasthause abgestiegen war, erfuhr ich auch schon den Tod und die Beerdigung meines Freundes.“

„War er Ihr Freund?“

„Er vertraute mir Alles an, mehr, als mir lieb war, und wo ich konnte, habe ich ihm gerathen und geholfen.“

„Trotz der vergangenen Ereignisse?“

Henry Flotwell blickte betroffen zu seinem hagern Begleiter auf.

„Was wissen Sie davon?“ fragte er.

„Beunruhigen Sie sich nicht deshalb, Sir; Sie wissen, ich bin mit Master Holly, dem Vater der Frau Wundermann, befreundet; ich war es schon, als Miß Jenny Holly sich mit ihrem künftigen Gatten verlobte, und ich weiß auch, wie sehr Sie darunter gelitten haben.“

„Das ist vorbei und vergessen“, sagte Flotwell mit einem leisen Seufzer, während er den Hut abnahm und mit der Hand über sein lodiges Haar und den braunen, kurzgeschorenen Vollbart strich.

„Ich glaube nicht, daß man solche Erfahrungen so bald vergessen kann, und ich habe stets die Treue bewundert, mit der Sie der Freund der jungen Frau geblieben sind.“

„Zweifeln Sie an der Reinheit und Selbstlosigkeit dieser Freundschaft? Das wäre ein großes Unrecht, Sir.“

„Nein, nein, ich kenne Ihren Edelmann, Ihr gutes Herz und Ihr weiches Gemüth; Master Holly hat oft Ihr Lob gesungen, trotzdem er Ursache hätte, neidisch auf Sie zu sein.“

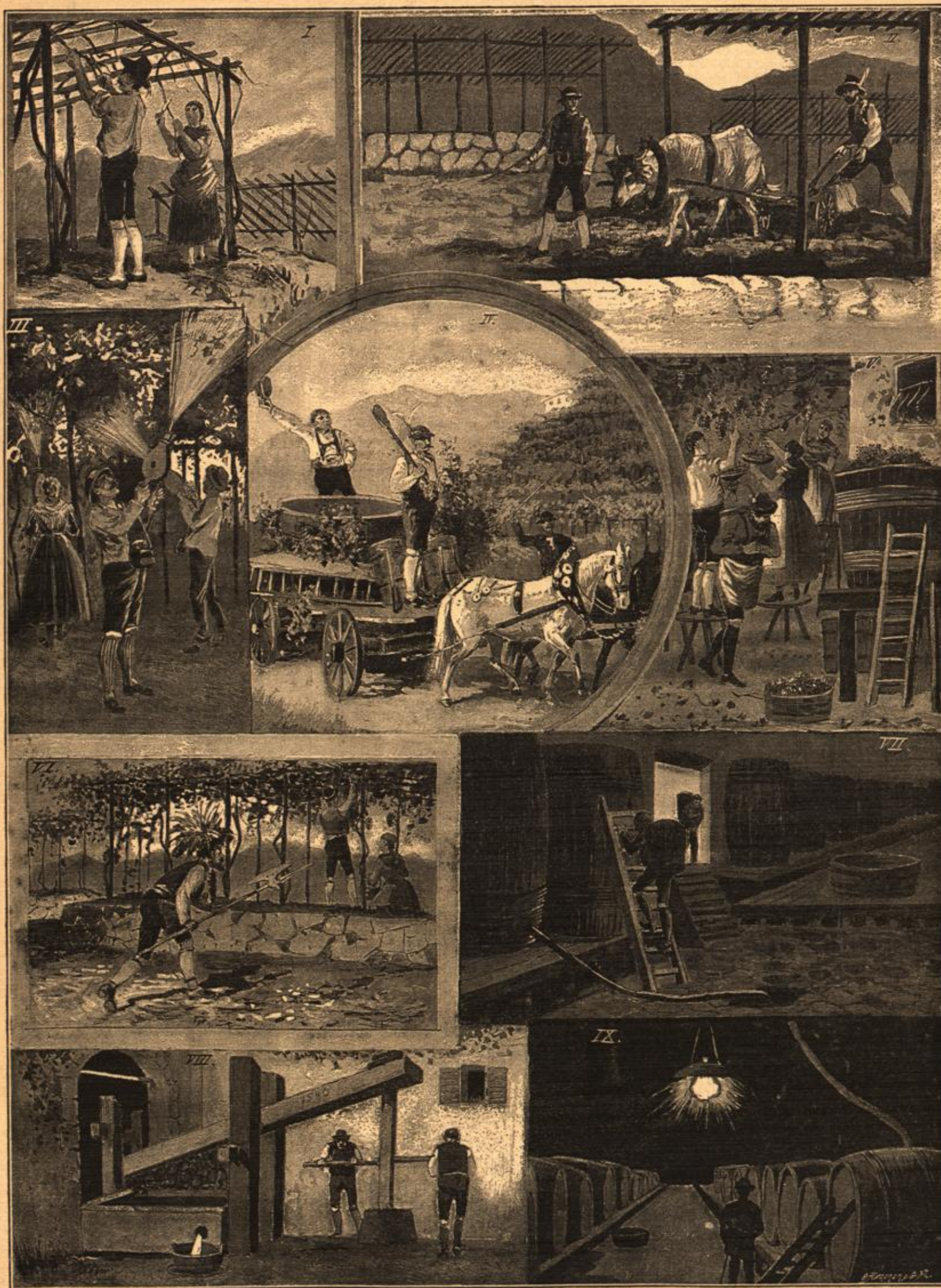
„Neidisch? Weshalb?“

„Weil Sie talentvoller sind, wie er.“

„Davon weiß ich nichts“, sagte Flotwell kopfschüttelnd, „wir zeichnen Beide für das Haus Volderbing & Söhne und werden Beide gleich schlecht dafür bezahlt. Ich beklage mich nicht darüber, denn ich habe mein Auskommen, und mehr verlange ich nicht, aber Master Holly ist ein alter Mann und im Dienste des Hauses Volderbing ergraut, darauf müßte man Rücksicht nehmen und ihm die alten Tage sorgenfreier gestalten.“

„Wenn Ihre Erfindung durchschlägt —“

„Das steht noch in weitem Felde, Sir! Ich bin mir bewußt, daß ich etwas Brauchbares geschaffen habe, ein Werk, das seinen Erfinder reich machen kann, wenn er Glück hat. Man mag noch so talentvoll sein, Glück muß man haben, sonst nützt man zeitlebens am Hungertuch. Und einem einfachen Arbeiter, wie ich es bin, kommt Niemand mit Vertrauen entgegen, ich habe nicht die Mittel und auch nicht den Sinn dafür, in die Lärmtrumpete zu stoßen, und wollte ich auf eigene Rechnung meine Erfindung



1. Das Rebenschneiden. — 2. Das Pflügen. — 3. Das Schwefeln. — 4. Heimführen des Mostes. — 5. Die Weinlese. — 6. Der Weinbäuer. — 7. Das Einstellern der Maische in die Weinständer. — 8. Die Weinpresse. — 9. Das Abziehen in Fässer.

Weinbau in Südtirol. Nach einer Skizze von H. Härtling. (S. 43.)

verwerthen, so müßte ich ein großes Kapital besitzen, woher aber soll ich das nehmen?"

Master James Wellingford war vor einer Bank stehen geblieben, die, von Jasmingebüsch umgeben, in einem Bosket stand, er ließ sich mit seinem Begleiter nieder.

"Vielleicht reden wir darüber später noch einmal, wenn ich wieder in London bin," sagte er, einen vertraulichen Ton anschlagend, "das Talent muß unterstützt werden, und wenn meine Kräfte auch nicht so stark sind, wie ich es gerade jetzt Ihrewegen wünsche, so reichen sie möglicher-

weise doch aus, um Ihre mühsame Arbeit mit Erfolg zu krönen. Nun aber sagen Sie mir, was bewog Sie, hieher zu reisen? Wenn Sie erst hier die Todesnachricht erfuhren —"

"Ich war auf sie vorbereitet," unterbrach Flotwell ihn mit gedämpfter Stimme, "deshalb überraschte sie mich nicht so sehr. Als guter Freund Master Holly's werden Sie die Verhältnisse in seiner Familie kennen, sie waren niemals sehr erfreulich."

"Nein, ich kann auch nicht glauben, daß die Ehe seiner Tochter eine glückliche gewesen sein soll."

"Sie konnte es nicht sein, denn Theodor Wundermann brachte seiner Gattin nicht die zärtliche Liebe entgegen, die ihr so nöthig war, wie der Rose der Sonnenschein. Sie liebte ihn treu und innig, er ging kalt und gleichgültig an ihr vorbei, er dachte nur an sich, für die Herzensbedürfnisse seiner jungen, lebensfrohen Frau hatte er kein Verständnis. Was lag ihm daran, ob sie einsam daheim saß und voll Sehnsucht auf das buntbewegte Leben hinunterschaute, das vor ihren Fenstern sich verlockend ihr zeigte; ihr alter Vater und ich waren ja da, um ihr die Langerweile fern zu halten."

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Sonntagsjäger: Hören Sie 'mal, Schäfer, findet man hier in der Gegend keine Haken?

Schäfer: Ja, läßt Sie, 'mei gutes Herrchen, läßt Sie 'mal dort das große Feld, wenn Sie von dort bis an jenen Wald Alles ganz genau durchsuchen thun, da können Sie sich uff mei Wort verlassen, da finden Sie — keinen einzigen.



Er: Du hast einen Narren aus mir gemacht, als Du mich zum Ranne nahmst.

Sie: Nicht möglich! Du prahlst doch immer damit, daß Du Alles, was Du bist, nur Dir selbst zu verdanken hast.



Herr: Da habt ihr recht, Leute, daß ihr in die Stadt geht, da ist jetzt dreierlei Viehaussstellung.

Bauer: Ja nee! Gar viererlei hat uns der Bastian 'raus laß'n sage: Mastvieh, Zuchtvieh und Zugvieh und — hm! — na, Alte, was war's? vierte?

Bäuerin: J. Du vergessener Michel — Photographie!



Unteroffizier: So, Kerls, dat freit mir, daß ihr euch so hübsch Mühe gegeben habt, nich wahr, so eene Viertelfunde Dauerlauf is de reene Erholung for en Rekruten? — Na, weil's so gut ging — gleich noch eenmal von vorne.



Ein junger Rechtsanwalt plaidiert für einen Vaternörder. ... Und im Ganzen, meine Herren Geschworenen, ist es nicht ganz geschgemäß, daß die Väter vor den Kindern abgehen!



"Ja, seht, meine Kinder, von der Ewigkeit könnt ihr euch gar keinen Begriff machen, drum will ich's euch erklären. Denkt euch alle Semmel von der Welt in's schwarze Meer geworfen und einen Knüttel draus gemacht, dds wird g'wiß a großer Knüttel sein — aber d' Ewigkeit ist noch viel größer."

"Und die finanziellen Verhältnisse —"
"Sie waren nicht so schlecht, wenn Wundermann es nur verstanden hätte, sich nach der Decke zu strecken," fuhr Henry Flotwell fort, während er mit seinem dünnen Spazierstöckchen Figuren in den Sand zu seinen Füßen zeichnete. "Er machte gute Geschäfte, und Volberding & Söhne zahlten dafür eine hohe Provision, von der freilich die theuren Reisepesen abgingen. Er hätte sehr anständig leben und auch noch einen Rothschildling zurücklegen können, aber einschränken wollte er sich nicht. Er lebte wie ein reicher Herr; er wohnte überall in den Gasthöfen ersten

Rangs; er trank die feinsten Weine, und kein Lederbissen war ihm zu theuer, und was das Schlimmste war, er konnte an keinem grünen Tisch vorbeigehen, ohne zu spielen."

"Er soll auch hier gespielt haben!"
"Ich hätte das gewußt, auch ohne daß es mir gesagt worden wäre, denn er schrieb mir, daß er es thun wolle, und gerade deshalb kam ich hieher."

Henry Flotwell holte sein Taschentuch hervor und trocknete die nasse Stirne, dann athmete er tief und schwer auf. "Vielleicht ist es besser so," fuhr er fort, "wer kann es wissen! Zu einem gebiegenen Wohlstande wäre er schwer-

lich jemals gelangt, da muß man sparen können, und Sparsamkeit kannte er nicht."

"Darf ich fragen, was er Ihnen schrieb?"
"Master Wellingford, Ihnen will ich es sagen, denn Sie sind der Freund seines Schwiegervaters, und ich halte Sie für einen Ehrenmann; Sie werden keinen Stein auf den Todten werfen, denn er würde jetzt nur noch eine unglückliche Witwe und ein schuldloses Kind treffen. Ich sagte Ihnen schon, daß Theodor Wundermann mir mehr anvertraute, als mir lieb war. Es geschah meist wohl nur aus Renommage; er wollte mir zeigen, wie viel besser

er das Leben zu genießen verstand und wie dumm ich war, daß ich es nicht ebenso machte. Ueber meine Warnungen und meine ernststen Rathschläge spottete er; er wußte, daß ich verschwiegen war und seiner Frau ihrer eigenen Ruhe wegen nichts verrieth."

"Und doch war es eine Unklugheit von seiner Seite," warf Wellingfild kopfschüttelnd ein, "wie leicht hätten Sie seine renommierte Offenheit benutzen können, um die Treue seiner jungen und schönen Frau zu erschüttern!"

"Einer solchen Infamie hat er mich gottlob nicht fähig gehalten," erwiderte Flotwell, dessen Lippen ein wehmüthig schmerzlicher Zug umzuckte, "zudem wußte er auch, daß er auf die Treue seiner Gattin wie auf einen Felsen bauen konnte. Um so tiefer mußte es mich schmerzen, als ich vor einigen Tagen seinen Brief empfing. Sie könnten selbst ihn lesen, denn ich trage ihn bei mir, aber es ist schon zu dunkel, so muß ich mich denn darauf beschränken, Ihnen den Inhalt mitzutheilen. Er war schon seit Jahren verschuldet; er hatte Schulden gemacht, von denen seine Frau nichts wußte und auch nichts wissen durfte, wenn sie die Achtung vor ihm nicht gänzlich verlieren sollte. Die Gläubiger waren ungeduldig geworden, und um diese gefährlichen Schulden aus der Welt zu schaffen, hatte er eine Geldsumme unterschlagen, die ihm für sein Haus ausgezahlt worden war. Man begreift manchmal den bodenlosen Leichtsinns eines Menschen nicht, Sir; Theodor Wundermann hätte sich doch sagen müssen, daß er nach diesem Schritt verloren war. Nach seiner Heimkehr mußte die Unterschlagung an den Tag kommen, und wenn sie auch noch eine kurze Zeitlang sich vertuschen ließ, einmal mußte die Abrechnung doch erfolgen, und Volderbing & Söhne kennen in Geldangelegenheiten keine Rücksichten. Nun schrieb er mir, seine letzte Hoffnung sei die Spielbank in Homburg, er werde sein Glück hier versuchen; wenn diese Hoffnung fehlschläge, dann bleibe ihm nichts mehr übrig, als der Tod, den er nicht fürchte."

"Wie frivol!" rief Wellingfild entrüstet. "An seine Frau und sein Kind dachte er dabei gar nicht?"

"Doch, er dachte auch an sie," fuhr Flotwell fort und eine unsagbare Bitterkeit sprach jetzt aus dem Klange seiner Stimme, "er bat mich, ihr Freund zu bleiben und mit Rath und That ihnen zur Seite zu stehen. Als ob es einer solchen Bitte bedurft hätte!"

"Und Sie reisten hierher, um ihn von dem letzten verzweifeltsten Schritt zurückzuhalten? Würden Sie das gekonnt haben? Lag es in Ihrer Macht, ihn von dem Abgrunde zurückzuziehen, vor dem er stand?"

"Nein, denn ich konnte ihm nicht die Summe verschaffen, die er nöthig gehabt hätte, um das unterschlagene Geld zu ersetzen. Aber als ich seinen Brief gelesen hatte, galt mein erster Gedanke seinen Angehörigen und dem Elend, das er über sie heraufbeschwor. Sein Selbstmord konnte sein Verbrechen nicht sühnen und seinen Namen nicht vor der Schande bewahren. Das wollte ich ihm sagen und mit ihm berathen, ob es nicht einen andern Weg gab, auf dem er als ehrlicher Mann weiter leben konnte. Er hätte dann allerdings seinem Wohlleben entsagen und unermüdlich arbeiten und sparen müssen, um das Verlorene wieder einzubringen; aber ich dachte auch, der Abgrund, den er vor seinen Füßen sah, werde sein Gewissen auferwecken und ihm Angst und Entsetzen eingebläst haben. Ich hatte mir gerade so viel erspart, daß ich die Reise machen konnte, und besann mich nicht lange; es galt, ein Menschenleben zu retten, das einer Frau, die mir nahe steht, theuer war."

"Und seine Frau weiß nichts von dieser Reise und dem Zweck derselben?"

"Die Reise selbst konnte ich ihr nicht verheimlichen, sie ist ja gewohnt, daß ich täglich sie besuche; ich sagte ihr, meine Erfindung nöthige mich, eine Reise nach Deutschland zu machen, von der ich bald zurückkehren hoffe. Sie glaubte mir, aber nicht ihr Vater; er sah tiefer, und als er mir das Geleite zum Bahnhofe gab, beschwor er mich, ihm die Wahrheit zu sagen. Ich hätte es ihm gerne verheimlicht, aber er kannte seinen Schwiegersohn so genau wie ich, und ich sagte mir auch, es sei vielleicht besser, wenn er die Wahrheit erfahre; da gab ich ihm denn den Brief und berichtete ihm auch, was ich thun wollte."

"Und nun sind Sie doch zu spät gekommen, und Sie werden dem Namen Wundermann die Schande nicht fern halten können!" sagte Wellingfild. "Gespielt hat er hier; er soll verloren haben; aber nach dem Gutachten des Arztes liegt kein Selbstmord vor, ein Schlagfluß soll sein Leben plötzlich beendet haben."

"Vielleicht hat der Arzt bei diesem Gutachten Rücksicht auf Bad Homburg, die Spielhölle und das Hotel genommen," erwiderte Henry Flotwell, indem er das Haupt erhob und seinen Begleiter erwartungsvoll anschaute. "Er konnte das ja, wenn keine äußeren Spuren auf Selbstmord deuteten; er brauchte sich nicht zu bemühen, um zu erforschen, ob der Todte ein plötzlich wirkendes Gift genommen hatte, wie es ja heutzutage nicht mehr zu den Seltenheiten gehört."

"Wir können das nicht mehr untersuchen —"

"Und wenn ich es könnte, würde ich es nicht thun; die Todten soll man ruhen lassen."

"Hat Theodor Wundermann nie von einem Better seines Vaters gesprochen, der in Brasilien als reicher Plantagenbesitzer leben soll?"

"Ja doch," nickte Flotwell, "aber wenn er es that, geschah es nur vorübergehend und scherzweise. Er wußte, daß er auf keine Erbschaft von jener Seite rechnen durfte,

denn sein Onkel besaß eine Tochter, die mit einem ehemaligen Offizier verheiratet war —"

"Einem Baron von Feldern."

"Ganz recht, wissen Sie das auch?"

"Man sagte mir im Hotel, ein entfernter Verwandter, ein Baron von Feldern, habe ihn begleitet und auch für das Begräbniß Sorge getragen."

"So muß der Zufall die Beiden in den letzten Tagen zusammengeführt haben, denn in seinem Briefe schrieb Wandermann mir nichts davon," sagte Flotwell. "Ist der Baron noch hier?"

"Nein, er ist gleich nach dem Begräbniß abgereist."

"Schade, ich würde ihn aufgesucht haben, vielleicht hätte er ein Uebriges gethan, um von dem Namen seines Verwandten die Schande abzuwehren."

"Ich glaube, Sie hätten in dieser Hoffnung sich getäuscht gesehen, gerade die reichen Leute scheiden nicht gerne vom Gelde. Die Schande wird nun wohl nicht abzuwehren sein, die Unterschlagung muß ja an's Licht kommen. Der Verstorbene soll nur eine sehr geringe Summe hinterlassen haben, und die Herren Volderbing & Söhne halten sich voraussichtlich an dem Mobiliar schadlos."

Henry Flotwell zeichnete wieder Figuren und Arabesken in den Sand, er konnte sie kaum noch unterscheiden, so dunkel war es inzwischen geworden.

"Das wäre eine Herzlosigkeit, die ich ihnen nicht vergeben und vergessen könnte," erwiderte er, "der Werth des Mobiliars würde ja kaum die Gerichtskosten decken, also hätten sie selbst keinen nennenswerthen Ersatz zu erwarten. Ist die Hinterlassenschaft Wandermann's noch im Hotel?"

"Man sagte mir, die hiesige Behörde habe sie nach London geschickt, um sie dort der Wittve auszuhandigen zu lassen."

"Nun, darüber werden wohl noch mehrere Tage vergehen, und so lange das Haus Volderbing nicht die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen geprüft hat, kann es auch nicht die Unterschlagung mit Sicherheit feststellen. Ich habe also Zeit genug, wenn ich morgen früh die Rückreise antrete; ich werde mit den Herren reden und sie bitten, mit der armen Wittve Rücksicht zu haben, vielleicht kann ich später die Schuld tilgen —"

"Wollen Sie diese Last sich aufbürden?" unterbrach Wellingfild ihn in warnendem Tone. "Thun Sie es nicht, Sie würden erliegen unter ihr, Sie hätten Tag und Nacht keine ruhige Stunde mehr."

"Ich weiß das wohl," sagte Henry Flotwell in seiner treuerzigen Weise, "aber glauben Sie, daß meine Tage und Nächte ruhiger wären, wenn ich die Frau mit ihrem Kinde, von Allem entblößt, im Elend sähe?"

"So bieten Sie ihr nun an Ihrem Herde eine Zuflucht an! Sie lieben sie noch immer, Sie würden ihr ein treuer Gatte und dem Kinde ein liebevoller Vater sein, daran zweifelt Niemand, der Sie kennt."

"Wie rasch und leicht das Alles gesagt ist!" entgegnete Flotwell kopfschüttelnd. "Wissen Sie denn, ob Mistreß Wandermann meine Gattin werden will?"

"Sie wäre sehr thöricht —"

"Urtheilen Sie nicht so leichtsin, Sir; Mistreß Jenny Wandermann hing an ihrem Gatten mit inniger Liebe, so rasch wird sie ihn nicht vergessen. Und was könnte ich ihr bieten?"

"Frau Wandermann ist noch jung, Sie sind es auch, und Sie haben ein Herz von Gold!"

"Sie beschämen mich mit Ihrem Lob, das ich nicht verdiene! Ich habe stets darnach getrachtet, die Pflichten zu erfüllen, die jedem Menschen auferlegt sind —"

"Und die so viele Menschen vergessen!"

"Schlimm genug, Sir, aber darum verdiene ich noch immer kein Lob, wenn ich meine Pflicht thue. Darf ich aber schon jetzt wagen, der Wittve meine Hand anzubieten? Darüber muß ich noch eine lange Zeit hingehen lassen, und wenn ich auch dann noch nichts weiter als ein armer Fabrikzeichner bin, wie darf ich alsdann an die Gründung eines eigenen Herdes denken?"

"Sie können vielleicht schon bald ein vermögender Mann sein!"

"Dann müßte das Glück, das mir bisher noch nie gewogen war, mich plötzlich zu seinem Liebling erklären."

"Unmöglich wäre das nicht," erwiderte Wellingfild, "ebenfalls besuche ich Sie, sobald ich nach London zurückgekehrt bin. Sie wollen schon morgen früh wieder abreisen?"

"Ja, was soll ich noch hier?"

"Einige Tage der Ruhe pflegen, das Klima ist hier prächtig —"

"Ja, für die reichen Leute, Sir! Ich habe nicht die Mittel und daheim wartet die Arbeit auf mich; meine Mission ist beendet; es wäre leichtsinnig, wollte ich nun noch länger bleiben und mein sauer erworbenes Geld unnöthig ausgeben."

"Wenn ich mir erlauben darf, Sie einzuladen —"

"Thun Sie es nicht, ich würde ablehnen müssen. Einerseits wäre es für mich ein peinliches Gefühl, hier in der Fremde Ihr Gast zu sein, andererseits zwingen mich auch die Verhältnisse, meine Rückreise zu beschleunigen; ich muß mit Volderbing & Söhne gesprochen haben, ehe sie die hinterlassenen Papiere empfangen."

Sie hatten sich bei den letzten Worten erhoben und schlugen nun den Rückweg zur Stadt ein.

"Ich wohne im 'goldenen Adler', wollen Sie dort eine Flasche Wein mit mir trinken?" fragte Wellingfild nach einer Pause.

"Ich muß auch das mit herzlichem Dank ablehnen; die weite Reise und die Aufregung, in der ich unausgesetzt mich befand, haben mich erschöpft, und morgen will ich mit dem ersten Zuge wieder fort. Ich trinke ohnehin selten Wein, in meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung würde schon das erste Glas mich betäuben, und mein Kopf muß jetzt mehr denn je klar bleiben."

"Nun, wie Sie wollen," sagte Wellingfild etwas unruhig, "ich hätte gerne noch ein Stündchen mit Ihnen verplaudert. Apropos, im Zimmer Wandermann's ist nach dem Begräbniß noch ein Ring gefunden worden, den der Oberkellner mir übergab; wollen Sie ihn nach London mitnehmen?"

"Sehr gerne," nickte Flotwell, indem er unter einer Gaslaterne stehen blieb, um den Ring in Empfang zu nehmen.

"Es ist ein Siegelring, großen Werth scheint er nicht zu haben."

"Ich kenne ihn nicht, an der Hand des Verstorbenen habe ich ihn nicht gesehen."

"Er soll hinter dem Bett gelegen haben, in dem Master Wandermann gestorben ist."

"Sehr wohl, ich werde ihn mitnehmen, vielleicht kennt seine Frau ihn."

"Es ist ja auch möglich, daß er ihn auf der Reise gekauft oder von seinem Verwandten zum Geschenk erhalten hat."

"Wenn man im Hotel behauptet, der Ring sei Eigenthum des Verstorbenen gewesen, so ist es meine Pflicht, ihn der Wittve zu überbringen. Sie meinen also, ich solle mich nicht weiter im Hotel erkundigen?"

"Sie würden nichts weiter erfahren, als das, was ich Ihnen gesagt habe, und die vielen Fragen nach dem Verstorbenen und der Todesursache könnten zu unliebsamen Vermuthungen Anlaß geben. Wenn Sie über irgend einen Punkt noch Auskunft zu erhalten wünschen, so schreiben Sie mir, ich werde nachforschen und Ihnen antworten."

"Sie bleiben längere Zeit hier?"

"Einige Wochen, ich bin zur Kur hier."

Sie hatten das Hotel zum goldenen Adler erreicht, Wellingfild blieb stehen und lud seinen Begleiter noch einmal ein, mit ihm einzutreten.

"Zürnen Sie mir nicht, wenn ich bei meiner Ablehnung beharre," erwiderte Flotwell ruhig, indem er ihm die Hand reichte, "Sie kennen ja meine Gründe. Leben Sie wohl, ich werde Ihnen von London aus schreiben."

Lange blickte James Wellingfild dem breitschulterigen Manne nach, der mit müden Schritten die Straße hinunterwanderte.

"Ein Herz von Gold und das Gemüth eines Kindes!" sagte er leise, dann trat er mit ernster, gedankenvoller Miene in den Gasthof und er fühlte jetzt, daß er selbst ebenfalls der Ruhe bedürftig war.

(Fortsetzung folgt.)



In der Eisfabrik.

Von

Oskar Cordel.

(Bild S. 40.)

Daß man sich mitten im Winter einen künstlichen Sommer herstellen kann, — mittelst des warmen Ofens — das weiß die Menschheit seit uralten Zeiten, daß man aber auch mitten im Sommer ein Stück Winter zu schaffen vermag, diese Errungenschaft war unserer Periode vorbehalten.

Die Stoffe, mit denen man künstliche Wärme erzeugt, sind Produkte der warmen Jahreszeit, es sind Pflanzen oder deren verkostete Ueberreste. Der Stoff hinwiederum, der uns künstliche Kälte bereitet, ist ein Erzeugniß des Winters — es ist das Eis.

Was wußten unsere Väter von der Benützung des Eises zur Kühlung, ja, was wußten wir selbst, die wir uns nachgerade auch zu den Kelteren zählen, in unserer Jugendzeit davon? Was für eine Sorte Bier haben wir manchmal im August getrunken und welche Noth war das, Fleisch oder andere leicht verderbende Sachen auch nur über den nächsten Tag hinaus im Sommer frisch zu erhalten? Dieser Sorgen sind wir heutzutage enthoben; wir speichern den Segen des Winters, das Eis, in besonders dazu eingerichteten Vorrathsräumen auf und zehren während der warmen Jahreszeit vergnüglich von diesem Segen. Das Eis ist in Folge solcher Verwerthung zu einem begehrten Artikel geworden, und mancher Teich oder See, mancher Fluß, ja mancher erbärmliche Tümpel bringt im Winter mehr ein, als durch die Fischereipacht im Sommer. Die Eisnutzung bildet die echte Ernte des Winters und der Bierbrauer sollte, wenn er sein gefülltes Eishaus schließt, von Rechts wegen ein Erntefest feiern — ist doch das Eis der Wohlthäter, der ihm ermöglicht, auch den Sommer über zu brauen und einen kühlen Trunk auszuschenken. Gestattet doch auch das Geseh, Eis des Sonntags einzufahren wie das Korn, weil die Laune des Wetters den Erntesegen vernichten könnte, wenn nicht der Augenblick wahrgenommen wird, ihn zu bergen.

Und der Fuhrmann, der die Ernte einfährt, segnet den Frost, der seinen Pferden Arbeit und ihm solcherweise Verdienst zuwendet.

Mag es nun aber die des Sommers, mag es die des Winters sein — Ernte bleibt Ernte, das heißt ein unzuverlässiges, vom Glücke, von der Kunst der Umstände abhängiges Ding, und deshalb vermochte sich der Mensch, der doch nun einmal angewiesen ist auf planvolles Handeln und gesicherte Kalkulation, bei den Ergebnissen der Eisenernte nicht zu beruhigen. Auch die Ausläufer, welche das Eis kälterer Erdstriche, der Hochgebirge und so weiter bilden, genügt nicht, denn dieses Eis wird durch den Transport zu sehr vertheuert, als daß es für entferntere Gegenden mehr als ein Nothbehelf sein könnte.

Außerdem kam die hygienische Seite in Betracht. Nicht immer und nicht überall erweist sich das Natureis „reinlich und zweifels-ohne“. Wiederholt machten sich Uebelstände bei der Verwendung von Eis aus manchen Wasserläufen oder Seen bemerkbar. So mußte das Eis des Kleinendendorfer Sees bei Berlin in den letzten Jahren als unbrauchbar fortgeworfen werden, weil sein Gehalt an verwestlicher und halbverwesteter Pflanzensubstanz es ästhetisch und sanitär unmöglich machte. So hat neuerdings die niederösterreichische Statthalterei die Eisgewinnung in der ganzen Ausdehnung des Donauflusses vom nächsten Winter ab aus denselben Gründen unterjagt.

Abgesehen von allen diesen Verhältnissen, von den Verlusten ferner, welche selbst bei sorgfältigster Aufbewahrung der Vorräthe des Wintereises bis zum Verbrauche erleidet, blieb noch die Verlegenheit bezüglich der tropischen und subtropischen Gebiete, welche überhaupt keinen Winter und somit kein Natureis besitzen, der Entfernung und Temperaturverhältnisse halber auch nicht aus kälteren Gegenden mit folchem zu versorgen sind, andererseits aber der Kühlung am dringendsten bedürfen. Genug, mit der zunehmenden Gewöhnung an die Annehmlichkeiten der Eishaltung drängte die ganze Situation allmählich immer zwingender dahin, den Mangel der natürlichen Kältemittel durch das Werk menschlicher Kunst auszugleichen; hatte doch die Verwendung des Eises einen Umfang und eine Vielseitigkeit erlangt, die es als einen der unentbehrlichsten Faktoren moderner Kultur kennzeichnen. Wahrscheinlich, ebenso gut wie man den Verbrauch von Seife, von Papier oder sonstigen wichtigen Stoffen als Gradmesser der Civilisation eines Volkes betrachtet hat, so gut kann man sagen, daß die Zahl der Centner Eis, deren das Volk im Sommer bedarf, jenen Gradmesser bilden.

Eis kühlt die glühende Stirn des Fieberkranken, es kühlt aber auch — in der Form des „Gefrorenen“ — den durch hitziges Getränk und gewürzte Speisen aufgeregten Magen des an vollbelegter Tafel Schwelgenden. Tage, Wochen, ja Monate hindurch hält es das Fleisch frisch, welches Eisenbahnen und Dampfschiffe in Massen von Land zu Land befördern; es ermöglicht Aufbewahrung und Transport der so leicht verderbenden Seefische bis tief in's Binnenland hinein. Gemischt mit Salzen oder gewissen anderen Stoffen, erzeugt es die hohen Kältegrade, deren man bedürftig zur Durchführung aller möglichen technischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Auch jenes Gefrorene wird mittelst solcher „Kältemischung“ bereitet, indem man Gemenge von Sahne, Eiern, Fruchtstücken, Liqueuren, Gewürzen und dergleichen ihrer Wirkung aussetzt.

Künstliches Eis speziell dient einer geistvoll erdachten Methode, Bergwerksarbeiten im „schwinmenden Gebirge“ durchzuführen, zur Grundlage. Man verdampt eben das Wasser des Schwemmlandes in Eis und arbeitet dann in letzterem so sicher, wie in festem Gesteine. Ja, aus der Frankfurter Patent- und Musterchutz-Ausstellung ließ man mitten im Sommer Schlittschuh auf einer spiegelnden Fläche künstlichen Eises.

Die Erzeugung künstlichen Eises ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte; wir verdanken sie der Anwendung eines ganz bekannten naturwissenschaftlichen Gesetzes. Angesichts des geheimnißvollen Interesses, welches der betreffende Proceß dem Laien bieten dürfte, sei in Kürze das Wesen desselben skizziert.

Wenn eine Flüssigkeit verdampft, also ein flüssiger Stoff in Gasform übergeht, so verbraucht er dazu Wärme, die der Umgebung, erforderlichenfalls dem nicht verdampften Reste des Stoffes entzogen wird. Dieser Rest kühlt sich in Folge dessen ab und man kann, indem man die Verdampfung des einen Theiles fördert, zum Beispiel durch Herstellung einer Luftleere über der Flüssigkeit, die Abkühlung des Restes ganz außerordentlich weit treiben — bis zur Eiskbildung, wenn die Flüssigkeit Wasser ist.

Auf dieser Erfahrung beruht die Einrichtung gewisser Eismaschinen; die Mehrzahl der gebräuchlichen Apparate jedoch sind indirekt arbeitende „Ammoniakmaschinen“, die unter Ausnützung desselben Prinzips zunächst starke Kälte durch raschen Verdampf flüssigen Ammoniaks erzeugen, diese Kälte auf eine nicht, beziehungsweise nur sehr schwer gefrierende Salzlösung (Chlorcalcium) übertragen und erst in dieser Flüssigkeit Wasser zum Gefrieren bringen. Es würde die Folgezeit zeigen, wie folgt geschieht:

Man denke sich zwei starke metallene, mittelst einer Röhre verbundene, im Uebrigen luftdicht verschlossene Gefäße. Das eine sei mit Ammoniakflüssigkeit, das heißt in Wasser aufgelöstem Ammoniakgas gefüllt, das andere leer. Jene Flüssigkeit kennt Jedermann; es ist der klare, wasserhelle, durch seinen stechenden, die Augen reizenden Geruch ausgezeichnete sogenannte „Salmiageist“. Wird derselbe erhitzt, so zerlegt er sich, indem das reine Ammoniak aus dem Wasser, von welchem es absorbiert war, entweicht und sich in Gasform verflüchtigt. Es werde nun jenes gefüllte Gefäß erhitzt; alsbald entweicht das Ammoniakgas und sammelt sich in dem leeren Gefäße an. Da aber das verflüchtigte Gas weit größeren Raum beansprucht als während es in Wasser aufgelöst war, so entsteht, zudem unter der Einwirkung der Erhitzung, ein sehr harter Druck im Gefäße, und dieser Druck bewirkt wiederum eine „Kondensation“ des Ammoniaks, das heißt, das Ammoniakgas verdichtet sich zu nicht wasserhaltigem, flüssigem Ammoniak in dem zweiten Gefäße. Diesen Vorgang beschleunigt man durch Abkühlung des Kondensationsgefäßes.

Nunmehr denke man das erste, nur noch ausgekochtes Wasser enthaltende Gefäß abgekühlt. Das Wasser wird dadurch wieder befähigt, Ammoniakgas aufzunehmen, und da beide Körper eine starke Anziehung zu einander besitzen, erfolgt sofort die Absorption alles noch in Gasform vorhandenen Ammoniaks. Dadurch entsteht ein luftleerer Raum über dem flüssigen Ammoniak des zweiten Gefäßes, und mit großer Schnelligkeit erfolgt die Verdampfung dieses Stoffes bis auf den letzten Rest, da jede Portion neu gebildeten Gases ohne Verzug wieder von dem jenseits befindlichen Wasser verschluckt wird. Die beträchtliche Wärmemenge aber, die zu dem Verdampfungsproceß erforderlich ist, muß die Umgebung liefern; steht das Kondensationsgefäß in einer Chlorcalciumlösung,

so wird diese so bedeutend abgekühlt, daß wenn man Behälter mit Wasser eintaucht, das Wasser schnellstens sich in Eis verwandelt. Das wäre also unser künstliches Eis. Der Apparat aber könnte gleich wieder benutzt werden; man braucht eben nur das Gefäß von Neuem zu erhitzen und so weiter.

Für die große Praxis genügt jedoch diese wiederholte Gebrauchs-fähigkeit jener einfachen Einrichtung nicht; sie bedient sich vielmehr außerordentlich vervollkommneter, ununterbrochen wirkender Apparate, und wir skizziren in Kürze die auf unserem Bilde in ihren Hauptpunkten dargestellte großartige Eiszerzeugung der „Krysalleis-Aktiengesellschaft“ in Berlin N. (Pankstraße 18), die als Musteranstalt der Fabrikation künstlichen Eises betrachtet werden darf.

In kolossalen Eisencylindern (Mittelbild) wird das Ammoniakgas aus der wässrigen Lösung mittelst Dampfheizung entwickelt. Es tritt durch ein Röhrensystem in den obersten Fabrikraum (unteres Bild), nachdem es unterwegs in Kästen mit kaltem Wasser abgekühlt worden ist. Die „arme Flüssigkeit“, das ist das vom Ammoniak befreite Wasser, wird ebenfalls aus dem Entwicklungsgefäße entfernt und zwar durch den Druck des entweichenden Ammoniakgases selbst. Auch sie erfährt eine Abkühlung in besonderen Kühleyleitern, worauf sie, nunmehr wiederum zur Aufnahme von Gas fähig, in das „Vereinigungsgefäß“ tritt. Hier kommt sie mit dem Ammoniak zusammen, welches unterdeß im oberen Fabrikraum (Eisbilderraum) seine Schuttdigkeit gelassen hat; es erfolgt die Auffangung des Gases; eine Pumpe schaffte die neugebildete Ammoniakflüssigkeit nach dem Entwicklungscylinder zurück, wo sodann die Zerlegung und damit der Kreislauf unmittelbar wieder beginnt.

Im Eisbilderraume sind die Vorgänge folgende: Das Ammoniak, beziehungsweise die aus demselben durch Abkühlung und Druck entstandene Flüssigkeit tritt aus den sehr engen Röhren, in welchen sie sich anfänglich bewegt, plötzlich in sehr viel weitere über, die ihrerseits mit dem Vereinigungsgefäße in Verbindung stehen. In Folge der dadurch bedingten Druckverminderung erfolgt unverzüglich Verdampfung der Flüssigkeit nebst der entsprechenden Kältezerzeugung, und die Kälte überträgt sich auf die Chlorcalciumlösung, in welcher jene weiteren Röhren liegen. So weit letztere nicht von der Flüssigkeit bedeckt sind, macht sich die Temperaturerniedrigung schon an ihrer Außenfläche kenntlich, insofern sich hier die Feuchtigkeit der umgebenden Luft im gefrorenen Zustande niederschlägt. Eine dicke Eiskruste umhüllt die Röhren, was inmitten der umgebenden sommerlichen Szenerie (die Fabrik arbeitet ja hauptsächlich im Sommer) einen ganz eigenartigen Eindruck hervorbringt.

Abwechselnd mit den Gefriereröhren tauchen in die Chlorcalciumlösung Reihen von „Zellen“, das sind lange, prismatische Blechgefäße, deren Inhalt, destilliertes Wasser, sich bald in spiegelklares, durchsichtiges Eis verwandelt. Hat dasselbe die nöthige Kälte und Festigkeit erlangt, so wird es aus den Zellen herausgenommen. Zu diesem Zwecke muß die Zelle, weil das Eis an deren Wandungen angefroren ist, einen Augenblick in warmes Wasser getaucht und „gerüttelt“ werden (kleines Seitenbild). Dann löst sich das Eis von den Wandungen und die langen, vierkantigen Blöcke desselben wandern in die Gasse des Etablissements oder auch gleich in die Wagen, welche die Rundschaff mit Eis versorgen.

Die sämtlichen Hantrungen mit den Zellen werden durch vortrefflich erdachte mechanische Vorrichtungen auf das Kräftigste erleichtert. Je 15 Zellen, deren jede 78 Centimeter lang, 20 Centimeter breit und 8 Centimeter tief ist, hängen an einem Eisrahmen; dieser ist mittelst eines Laufstrahnes (oberes Bild) rasch und bequem über das ganze, einen kolossalen Kasten bildende Chlorcalciumgefäß hinwegzubewegen. Born befindet sich die mechanische Füll- und Entleerungsvorrichtung. Jeder Kasten enthält 61 Rahmen und wird durch eine besondere Eismaschine gefüllt. Im Ganzen arbeiten 5 Maschinen mit insgesammt 4575 Zellen à 10 Kilogramm Füllung. Die Gesamtproduktion der Fabrik beträgt 2300 Centner Eis von — 6 bis 12 Grad Réaumur täglich, ihr Wasserverbrauch 3600 Kubikmeter — ein so gewaltiges Quantum, daß in Folge der starken Beanspruchung des Fabrikbrunnens eine ganz erhebliche Senkung des Grundwasserspiegels in der Umgebung erfolgt ist.

Einen besondern Vorzug des Eises, wie die Krysalleis-Aktiengesellschaft es erzeugt, bildet die Verwendung von destilliertem Wasser als Rohstoff. Dieses destillierte Wasser entsteht auf folgende Weise. Der in einem Systeme großer Dampfessel erzeugte Dampf, welcher zum Kochen der Ammoniakflüssigkeit dient, wird kondensiert, das erhaltene Wasser behufs Vertreibung etwaiger Luftreste (welche das Eis durch Bläschenbildung trübe machen würden) nochmals aufgekocht und sodann gefüllt. Nun ist es geeignet, in die Zellen gefüllt und daselbst in „Krysalleis“ verwandelt zu werden; und dieses Eis, fast absolut chemisch rein, gestattet jede Art von Anwendung — sowohl in der Küche und Speisekammer als in der Chirurgie und Krankenpflege leistet es Alles, was von einem sauberen, appetitlichen und hygienisch tadellosen Präparate irgend verlangt werden kann.

Der Nefse als Onkel.

Zu der Kunstbeilage.

Das schöne Kunstblatt, welches wir als Gratizugabe für unsere Leser dieser Nummer einverleiben, bezeichnet einen interessanten Fortschritt des Lendruckes. Mit zwei Farben gedruckt, ist es von einer Weichheit, Wärme und Kraft, die das Auge auf das Angenehmste verführt und dem Dargestellten ein ganz eigenartiges Leben verleiht. Die Szene ist aus dem Schiller'schen Lustspiel: „Der Nefse als Onkel“. Wir werden hier in die Zeit der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts versetzt und auf's Lebhafteste interessiert durch die mannigfaltigen Gemüthsbewegungen der handelnden Personen. Da erblicken wir die mütterliche Güte und Besorgnis, die noch sich selbst nicht gekannte Liebe, die jedoch, aus dem ganz jungen Herzen jaghaft emporblühend, sich bemerklich macht, und die Freude des jugendlichen Liebhabers darüber, insofern die junge Frau, an ihre eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiete denkend, schalkhaft auf den jungen Helden schaut und der Diener allwissend, aber dennoch sehr neugierig zur Thür hineinspäht. Dieses Kunstblatt malt vortrefflich die altväterlichen, aber garten und innigen Empfindungen, welche trotz des Japses und des streng konventionellen das damalige Familienleben besetzten.

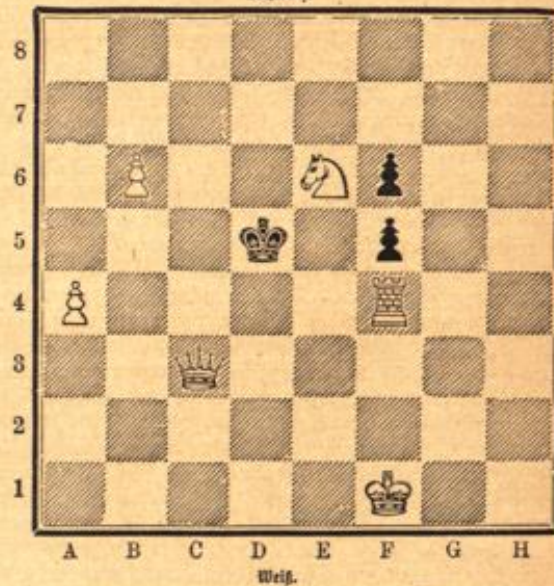
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 2.

Von E. G. Tuffet.

Schwarz.



Weiß zieht und zieht mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 13 in Nr. 50 vorigen Jahrgangs:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---------------------------------------|------------------------------|
| 1) D. B1 — B8 | 1) R. D5 — E6. |
| 2) D. B8 — G8 + | 2) R. E6 — F5. |
| 3) D. G8 — G4 + Matt. | |
| | A. |
| 1) D. B8 — B2 + | 1) R. D5 — D4. |
| 2) Epr. D7 — E5 oder D. B2 — E5 Matt. | 2) R. D4 nimmt D3 oder — D5. |
| | B. |
| 1) D. B8 — B3 + | 1) E7 — E6. |
| 2) D. B8 — B3 + | |
| | C. |
| 1) D. B8 — B3 + | 1) A4 — A3. |
| 2) D. B8 — B3 + | |

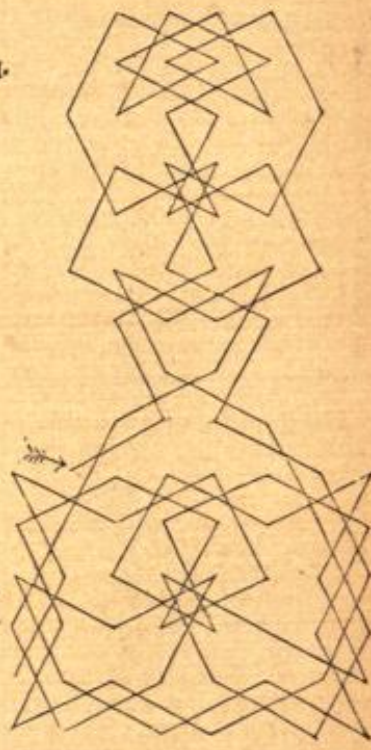
Auflösung des Räsel-sprungs Seite 23:

Gut sei der Mensch,
hilffreich und gut!
Denn das allein
unterscheidet ihn
von allen Wesen,
die wir kennen.

Heil den unbekannten
höhern Wesen,
die wir ahnen!
Sein Beispiel lehrt' und
Jene glauben.

Denn unfindend
ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
über Hof und Gut,
und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Weisen,
Der Mond und die Sterne.

(Aus: „Das Göttliche“,
von Goethe.)



Kleine Korrespondenz.



Abonentin D. Einer unserer Leser ist so freundlich, folgendes Verfahren anzurathen. Als Mittel, Fledermäuse einzufangen, hat sich in meiner Jugend folgendes Verfahren bewährt: Man hänge an das obere Ende einer langen Stange (eines Bohrenbockes) ein zusammengelegtes Fisch- oder am besten Wolle und fange solches den Fledermäusen, sobald sie in der Dämmerung zu fliegen beginnen, entgegen zu werfen. Diese trachten den Gegenstand zu erreichen, verwickeln sich mit ihren spitzen Föhren, respektive Fühlhaken in das Netz und fallen damit zur Erde. Anstatt des sehr praktischen Wollnetzes kann auch eine Kindermütze aus recht weichem Stoff genommen werden.

Hrn. J. Kroz in Barmen. Die Redewendung: „Lassen 's mi' aus“, ist österreichisch und so gutes Deutsch, wie jeder andere Provinzialismus.

Hrn. E. Meurer in Solikon. Vielleicht das Buch der Erfindungen (Leipzig, Spamer).

Frl. Eveline H. in Breslau. Porcellane ist französisch; es kam 1518 nach Europa in den Handel — von China her.

Hrn. G. Klauß in Bremen. Im September findet in Berlin eine große Gartenbauausstellung statt.

